

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Kalender der Hinkende deutlich in seiner Standrede allen seinen getreuen Zuhörern aus dem „Löwen“ auseinandergesetzt hat — ganz so, als hätte die hohe Frau sich die besagte Standrede zu Herzen genommen und sie einmal praktisch durchmachen wollen! — Zu dieser Stunde ist sie schon wieder auf der Heimreise, und bald legt das nämliche Schiff wieder in Genua an. Willkommen, willkommen in der Heimat! — so ruft ihr von Herzen der Hinkende zu. Das war mal gut getroffen, denn gerade soeben ist mit seinem neuen Kalender fertig und zu Ende:

Der Hinkende.

Ein Fünfhundertjähriger.

Eltvile am Rhein ist eine uralte Stadt. In ver- gilbten Urkunden, die mehr als 1000 Jahre alt sind, ist der Name Abeldvile oder Eldevile zu finden, und schon zu den Zeiten, als die Römer am Rheine ihre Standquartiere hatten, da war dieser Ort eines davon und hieß dasumal Altavilla. Uralt sind auch viele Gebäude in der Stadt, und am Rheine selbst zieht sich graues, moos- und ephenbewachsenes Gemäuer entlang, das wohl auch an die 1000 Jahre alt sein mag. Zu seiten der alten katholischen Kirche des Ortes aber steht, bescheiden in ein Gäßlein geduckt, ein winzig kleines, niedriges, altes Haus, in dem ein Mann gestorben ist, dessen erfinderischer Gedanke die ganze Welt umgestaltet hat! Just ein halbes Jahrtausend ist es her, daß er geboren wurde. Freilich, so ganz genau weiß es keiner mehr, wann eigentlich der Tag war; aber auf Johanni im Jahre 1400 pflegt man seinen Geburtstag anzusehen, so daß er um Johanni 1900 gerade seinen 500sten Geburtstag hätte feiern können — sofern er's erlebt hätte! Wenn er aber auch nicht mehr da ist, so sind doch die dankbaren Nachkommen da, vor allem diejenigen seiner Geburtsstadt, und diese werden den Tag nicht stillschweigend vorbeigehen lassen, sondern ihn feiern, wie es sich gehört.

Der Name des Mannes aber ist: Gutenberg, oder vielmehr Johannes Gensfleisch von Sorgenloch, wie er sich selbst nannte, schrieb und druckte. . . seine Geburtsstadt ist Mainz, das stolze oder, wie es in alter Zeit immer hieß: das „goldene Mainz“. Drei Tage lang sollen die Feste währen; das Schönste daran aber wird ein großer Festzug sein, den die Mainzer — von ihrem Karneval her gewöhnt ans Verkleiden — veranstalten, denn hiebei wird jeder Teilnehmer in der Kleidung und Ausrüstung erscheinen, wie solche zu Gutenbergs Zeiten Sitte waren. Auch ein Festspielhaus wird am Rheine errichtet und hier ein Festspiel zum besten gegeben werden, in dem das Leben des Mannes vor den Augen der Zuschauer in bunten Bildern vorüberziehen soll. Wie wenig gut es dem seligen Gutenberg zu seinen Lebzeiten ergangen ist, das weiß heute jedermann; er ist um die Früchte seiner Erfindung betrogen worden und hat als armer Mann sein Dasein beschloffen. Der Bischof Adolf von Nassau gab ihm schließlich

auf die alten Tage Obdach und Zehrung, und eben im genannten Eltvile schloß er, hoch betagt, seine Augen. Eine Büste über der Pforte des Hauses und eine einfache Gedenktafel künden von seinem bescheidenen Ende. Was er aber erdacht, erfunden und ins Leben gesetzt hat, das ist das Gemeingut aller Völker geworden. Wie möchte die Welt heute wohl ausschauen ohne die Milliarden von bleiernen Soldaten, die er — im wahren Sinne des Wortes — mobil gemacht hat?! Kalender zumal gäb's ganz gewiß nicht, und so stattet ihm der Hinkende hiermit noch ganz besonders seinen Dank dafür ab, daß er so geschick war und die schöne Erfindung gemacht hat!

Ein tapferer Seemann.

An großen Unfällen aller Art hat es auch im letzten Jahre nicht gemangelt; namentlich Schiffsunfälle gab es in großer Zahl. Das schlimmste davon war der Untergang des großen französischen Dampfers „La Bourgogne“, der an der Küste von Neuschottland mit einer englischen Bark zusammenstieß und dann mit 600 Menschen innerhalb weniger Augenblicke in die Tiefe ging. Hierbei zeigte sich das Entsetzliche, daß die Matrosen zum Teil rücksichtslos sich selbst zu retten suchten, während sie die Passagiere im Stiche ließen oder gar an der Rettung zu hindern suchten. Wie ganz anders benahmen sich da Mannschaft und Kapitän, als der „Bulgaria“, einem stolzen Schiffe der Nordamerika-Linie, das Unglück passierte, daß es mitten auf der See und im Orkan steuerlos wurde! Der Kapitän brachte zunächst einen Teil der Passagiere auf ein Schiff, das vorbeifuhr, und dann arbeitete er mitsamt seinen Offizieren und Mannschaften Tag und Nacht unentwegt daran, das Schiff flott zu halten und wieder in Gang zu bringen. Vierundzwanzig Tage lang dauerte dieser Kampf mit dem Elemente; aber die tapfere Schar siegte schließlich und brachte das Schiff samt seiner kostbaren Ladung ungefährdet an die rettende Küste; nur ein Mann war dabei verloren gegangen. — Mit vollem Recht wurden Kapitän und Mannschaft aufs höchste gefeiert, als sie zu Hamburg die heimische Erde betreten. Der deutsche Kaiser zeichnete sie durch Orden aus, die Gesellschaft kargte nicht mit Worten der Anerkennung und ließ es auch an klingendem Lohne nicht fehlen. Der Hinkende aber will auch etwas thun und setzt deshalb das Bild des Kapitäns hieher, der zugleich mit all den andern Helden dem deutschen Namen so hohe Ehre gemacht hat!



Kapitän Gustav Schmidt, geboren 1842 zu Wismar.

Der Name des Mannes aber ist: Gutenberg, oder vielmehr Johannes Gensfleisch von Sorgenloch, wie er sich selbst nannte, schrieb und druckte. . . seine Geburtsstadt ist Mainz, das stolze oder, wie es in alter Zeit immer hieß: das „goldene Mainz“. Drei Tage lang sollen die Feste währen; das Schönste daran aber wird ein großer Festzug sein, den die Mainzer — von ihrem Karneval her gewöhnt ans Verkleiden — veranstalten, denn hiebei wird jeder Teilnehmer in der Kleidung und Ausrüstung erscheinen, wie solche zu Gutenbergs Zeiten Sitte waren. Auch ein Festspielhaus wird am Rheine errichtet und hier ein Festspiel zum besten gegeben werden, in dem das Leben des Mannes vor den Augen der Zuschauer in bunten Bildern vorüberziehen soll. Wie wenig gut es dem seligen Gutenberg zu seinen Lebzeiten ergangen ist, das weiß heute jedermann; er ist um die Früchte seiner Erfindung betrogen worden und hat als armer Mann sein Dasein beschloffen. Der Bischof Adolf von Nassau gab ihm schließlich

Auch einer, der Sprichwörter beherzigt!



Meide den Schein! — So sprach der Dieb,
Als er nachts sein Handwerk trieb.

Mein Nachbar.



Bei meinem Nachbar sieht's bedenklich aus:
Es starb sein Weib . . . nun fehlt der Mann
im Haus.

Eine Predigt, die nichts nützt.



Schwer predigt eine Kupfer Nase
Dem Sohn . . . Enthaltbarkeit
beim Glase.

Am unrechten Hause.

„Wünsch' guten Morgen, Herr Doktor!“
„Guten Morgen! Was ist Ihr Anliegen?“



„O Herr Doktor, ich hab' so eine Leidenschaft im
Ohr; ich kann seit acht Tagen keine Nacht mehr
schlafen.“

„Ja, lieber Mann, da sind Sie ins unrechte Haus
gekommen! Doktor bin ich, aber Doktor in Rechten!“

„Grab im rechten Ohr fehlt mir's, Herr Doktor!“



**Reiche Leute
oder
Wohl dem,
der sich selbst
besiegt.**

„Mutterchen,
kommt
der Vater
dennoch
immer
noch
nicht?“
„Schlaf
nur,
mein
liebes

Kind, er wird schon kommen.“
„Mutter, Frau Brand sagt, der Vater käme gar nicht wieder.“
„Frau Brand weiß das nicht. Wenn du morgen früh aufwachst, wirst du den Vater sehen.“

„Ich möchte ihn aber doch so gerne gleich sehen, wenn er kommt. Du mußt mich wecken.“

„Heute nicht mehr, Emma. Es ist schon spät, du mußt schlafen. Gute Nacht, mein Herzchen!“
Die Mutter beugte sich nieder und küßte ihr Kind.

Emma schlang die Arme um ihren Nacken.
„Liebe, liebe Mutter, schlaf wohl!“ Sie drückte das blonde Köpfchen in das Kissen und schloß die Augen.

Die Mutter verließ die kleine, niedrige Stube und trat in das wenig größere anstößende Gemach. Ein weißes Tuch war über den Tisch gebreitet, zwei Teller standen darauf, in der Mitte eine Schüssel mit Salat, daneben Brot und Butter.

Nur die einfachste Einrichtung war in dem Zimmer vorhanden. Die besten Stücke waren eine Kommode und ein Nähtisch von Rußbaumholz; sie waren durch gehäkelte Decken sorgfältig geschützt und glänzten hell in ihrer Politur. Unter dem kleinen Spiegel hing ein Bild; es zeigte ein älteres Paar in einem schlichten Rahmen, der von einem Epheukranz umwunden war.

Die junge Frau stellte sich an das Fenster und blickte in die Dämmerung hinaus. Drüben an der Hausecke zündete der Mann mit der Stange, in deren Kapsel das Flämmchen brannte, die Straßenlaterne an; dann schritt er eilig weiter. Leute gingen vorüber; aber der, welchen die junge Frau erwartete, kam nicht. Sie faltete die Hände und stand und spähte und horchte in die Dunkelheit hinaus.

Da wurde an die Thür geklopft; eine dicke Frau trat ein, trocknete sich die Hände an der Schürze ab und schaute sich dabei in dem Zimmer um. „Na,

Frau Heine,“ sagte sie, „habe ich recht oder nicht? Sehen Sie, er kommt nicht!“

„Er wird schon kommen,“ versetzte die junge Frau. „Na ja,“ entgegnete die Dicke, „Sie können ja warten; der Salat kann noch eine Weile stehen, und das Fleisch, das Sie in der Küche gebraten haben, bleibt auch noch warm. So gutes Essen! Ich wollte ihm was anderes bieten!“

„Frau Brand, das ist meine Sache!“

„Ei freilich, Sie können machen, was Sie wollen, es hat Ihnen keiner was vorzuschreiben. So war es auch nicht gemeint. Aber Sie sind eine junge Frau; Sie haben das Leben noch vor sich, und da sollten Sie doch besser für sich und Ihr Kind sorgen.“

„Frau Brand, ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„Na, dann muß ich es Ihnen nur gerade heraus sagen: Ich kann es nicht mehr mit ansehen, daß Sie so blind in Ihr Elend rennen. Ihr Mann kommt heute aus dem Gefängnis zurück. Schließen Sie ihm die Thür vor der Nase zu und sagen Sie ihm: So einer kommt mir nicht wieder über die Schwelle! Mit uns ist es aus! Mach, daß du fortkommst!“

„Gott bewahre mich vor solcher Schlechtigkeit!“
versetzte die junge Frau.

„Schlechtigkeit, Frau Heine?“ entgegnete die Dicke.

„Aber wirklich, Sie sind gut! Schlecht ist der Kerl! Sie sind es nicht! Sie sind eine fleißige, hübsche Frau; Sie können einen ganz andern Mann bekommen. Lassen Sie sich scheiden!“

„Ich könnte keinen bessern Mann wieder bekommen,“ versetzte Frau Heine.

„So?“ erwiderte Frau Brand spöttisch. „Na ja, weil er so gut ist; darum mußte er auch ins Gefängnis spazieren.“

„Er hat nichts Schlechtes begangen!“

„Er hat in seiner Wut einen Schutzmann verhauen, und darum hat er drei Monate brummen müssen.“

„Den Schutzmann hat er angefaßt, um seinen Kameraden zu befreien, der unschuldig verhaftet werden sollte. Das war unklug von ihm, aber es war keine schlechte That. Die Unschuld seines Freundes wies sich ja bald aus.“

„Na, er hat gut zugehauen! Er kann sich auch an Ihnen einmal vergreifen.“

„Davor bin ich sicher!“ versetzte Frau Heine.

„Mein Friedrich hat das beste Herz von der Welt. Aber wenn der Mensch gereizt wird, dann bleibt wohl keiner ruhig.“

„Wenn er gereizt wird! Na, da sind Sie aber auch nicht sicher vor ihm! Machen Sie, daß Sie ihn los werden, Sie haben jetzt die beste Gelegenheit dazu.“

„Der arme Mann!“ sagte die junge Frau bewegt. „Mit leeren Händen steht er auf der Straße, und nun soll ich ihm das Haus zuschließen? Nein, Frau Brand, das thue ich nicht!“

„So, das thun Sie nicht! Und was kommt hinterher? Er hat seine Stelle verloren, er wird so bald keine wieder bekommen. Wer nimmt einen Menschen ins Haus, der im Gefängnis gefessen hat?“

„So hartherzig werden nicht alle Menschen sein. Und wenn mein Mann nicht gleich eine Stelle wiederfindet, so wird er sich nach anderer Arbeit umsehen, das weiß ich. Er ist immer brav und fleißig gewesen, und wer arbeiten will, Frau Brand, der kann auch immer die Gelegenheit dazu finden.“

„Das meinen Sie! Aber was für Arbeit kann denn ein Schriftsetzer sonst noch thun? Mit seinen weichen Händen kann er ja gar nicht einmal hart zugreifen, und er hat auch nichts anderes gelernt.“

„Mein Mann weiß mit der Feder gut umzugehen, er kann sich Arbeit als Schreiber suchen.“

„Als ob von der Sorte nicht auch schon genug Hungerleider herumliefen! Seien Sie doch nicht so thöricht, Frau Heine! Es sind noch, mein Gott, mehr Männer in der Welt als Ihr lieber Friedrich. Lassen Sie ihn laufen und sehen Sie sich nach einem bessern um! Eine so hübsche junge Frau, wie Sie, braucht nicht lange zu suchen. Seien Sie klug! Ein jeder ist sich selbst der Nächste!“

„Quälten Sie mich nicht mehr, Frau Brand! Ich thue es doch nicht.“

„Ich thue es doch nicht! So! Es sind aber noch mehr Leute hier im Hause als Sie. Soll ich unter einem Dache mit einem wohnen, auf den die Leute mit Fingern zeigen? Soll ich alle Tage Redensarten mit anhören?“

„Warten Sie doch erst ab, Frau Brand, ob es Leute giebt, die so reden werden!“

„Und Sie machen sich nichts daraus? Sie wollen über die Straße gehen mit einem, der aus dem Gefängnisse kommt?“

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Frau Brand, mein Mann hat nichts Schlechtes begangen.“

Frau Brand zuckte die Achseln. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, oder auch seine Hölle. Wenn Sie denn mit aller Gewalt in Ihr Elend rennen wollen, so thun Sie es!“ Sie verließ das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

Die junge Frau war wieder allein. Wie mutlos war ihr das Herz geworden! Sie hatte gefast in die Zukunft geschaut; sie hatte gehofft, daß gute Menschen sich ihres Mannes annehmen würden. Aber nun hatten die Worte der Frau Brand einen ganzen Berg von Sorge ihr auf das Herz gewälzt. Wenn er doch jetzt käme! Wie er wohl aussehen möchte? Er hatte nicht gewollt, daß sie ihn im Gefängnisse besuchte; sie hätte es auch nicht thun mögen. Sie wußte, wie furchtbar ihn die harte Strafe traf. Ob seine Gesundheit auch nicht Schaden genommen hatte? Wie schwer waren diese Stunden!

Sie schloß den Vorhang des Fensters und zündete die Lampe an, setzte sich an den Tisch und begann an einer angefangenen Arbeit zu nähen. Sie sah nicht auf, sie horchte auch nicht mehr auf die Straße hinaus; sie beugte das Haupt über den weißen Stoff in ihrer Hand und führte emsig die Nadel. —

So verging eine Stunde, es verging die zweite; immer noch saß die junge Frau bei ihrer Arbeit.

Draußen auf der Straße wurde es still, und jetzt ging Frau Brand mit schleppenden Schritten über den kleinen Vorplatz und verschloß die Hausthür.

Sie ließ die Arbeit in ihren Schoß sinken, stützte die Arme auf den Tisch und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen; unter den Fingern rannen die Thränen hervor.

Da wurde ans Fenster gepocht, leise und zaghaft. Rasch sprang die junge Frau auf. „Ich komme!“ rief sie, nahm hastig den Schlüssel aus einer Lade ihres Nähstisches und eilte, um die Hausthür zu öffnen.

Nun traten sie beide ins Zimmer. Die junge Frau schlang ihre Arme um den Gatten und drückte ihr Haupt an seine Wange. „Nun laß alles ver-gessen sein!“ sagte sie in leisem, innigem Tone. Er preßte sie an sich und sprach kein Wort.

„Warum kommst du so spät?“ fragte sie.

„Ich bin in den Feldern umhergegangen,“ antwortete er zögernd; „ich möchte nicht kommen, so lange die Leute mich sehen konnten. Als es dunkel geworden war, habe ich mich drüben bei der Tapetenfabrik an die Mauer gestellt. Ich dachte eigentlich, ich dürfte gar nicht wiederkommen; aber als ich das Licht in deinem Fenster sah, da —“ die Stimme versagte ihm. Dann faßte er sich und fuhr fort: „Ich wartete, bis Frau Brands Stube dunkel wurde; mit ihr wollte ich nicht gleich zusammentreffen.“

„Es war auch besser so,“ erwiderte sie. „Nun geh, setz dich an den Tisch; ich will das Essen holen.“ Sie ging hinaus.

Der Mann faßte die Lampe; leise öffnete er die Thür zur Schlafstube und trat hinein. An dem Bette des Kindes stand er still; der Lichtschein fiel auf das freundliche Gesicht, auf die geringelten Läckchen und die roten Bäckchen. Leise streichelte der Vater die weiche warme Wange. Emma schlief ruhig weiter.

Der Mann kehrte in das Wohnzimmer zurück. Er schaute sich nach allen Seiten um, als wolle er sich versichern, daß er nun wirklich wieder daheim sei.

Die junge Frau kam und trug aus der Küche einen Teller mit einem Stück gebratenen Fleisches herbei. Sie setzte sich an den Tisch, sie schaute ihren Gatten mit freundlichem Lächeln an. „Nun komm!“ sagte sie.

Er beugte sich zu ihr und küßte sie. „Marie!“ sagte er mit bewegter Stimme.

„Laß das Essen nicht kalt werden!“ erwiderte sie freundlich und schob ihm das Fleisch zu. Er zerschnitt es in zwei gleiche Teile und legte die eine Hälfte auf den Teller seiner Frau.

„Es ist für dich bestimmt,“ sagte sie abwehrend, „es ist nicht zu viel, du wirst hungrig sein.“

Er sah sie bittend an, da nahm sie ihren Teil. Nachdem sie gegessen hatten, trug Marie das Geschirr in die kleine Küche; sie wusch es sauber ab und stellte es fort.

Als sie ins Zimmer zurückkam, fand sie ihren

Mann noch auf seinem Platze an dem Tische; er hatte trübselig den Kopf auf die Hand gestützt und starrte vor sich hin.

„Du wirst müde sein, Friedrich,“ sagte sie.

„Müde?“ erwiderte er, „ja, aber schlafen kann ich nicht. Wer kann schlafen, wenn ihn solche Gedanken quälen!“

„So will ich mich zu dir setzen,“ entgegnete Marie und nahm ihre Arbeit.

Er schaute ihr eine Weile zu, dann fragte er: „Was hast du angefangen in den drei Monaten? Wovon habt ihr gelebt? Du hast wohl Sachen verkaufen müssen?“

„Das hatte ich nicht nötig, Gott sei Dank!“ versetzte Marie. „Als du aus dem Gerichtshause nicht wieder kamst, da mußte ich, daß ich nun allein sorgen müsse. Vierzehn Tage lang bin ich in die Blättanstalt in der Breitenstraße gegangen; dann bekam ich Kundschaft in den Häusern bei Herrschaften; es hat mir an Arbeit nicht gefehlt.“

„Auf solche mühselige Art hast du dich quälen müssen!“

„Es war nicht schlimm, Friedrich! Nur in der ersten Zeit wurde es mir schwer.“

„Wenn du den Tag über fortgingst, wo blieb dann unser Kind?“

„Die Kleine habe ich immer mitgenommen. Die Herrschaften sahen es manchmal wohl nicht gern, aber Emma ist ja so artig und so freundlich. Die Leute hatten sie bald lieb; in manchen Häusern bekam sie Geschenke. Mir war es eine große Freude, daß ich das Kind nicht zu verlassen brauchte.“

„An den Thüren also habt ihr euer Brot suchen müssen!“ sagte der Mann finster.

„Wir haben stets unser eigenes Brot gegessen,“ entgegnete Marie, „und es hat uns an nichts gefehlt.“

„Du bist eines Lehrers Tochter und hast niemals anders als im eigenen Hause gearbeitet, und nun hast du wie eine Magd von Thür zu Thür gehen müssen!“

„Lieber Friedrich, es war ehrliche Arbeit, und ich habe sie gerne gethan!“

Er stand auf und schritt erregt durch das Zimmer. „Und warum hast du das alles leiden müssen? Und warum habe ich im Gefängnisse sitzen müssen wie ein Dieb, wie ein Totschläger? Weil ich ein armer Teufel bin, an dem sie ihre Willkür auslassen konnten! Wäre ich reich oder vornehm gewesen, so

hätten sie ihre Finger schon von mir gelassen; aber mit dem Lumpenpack kann man machen, was man will!“

„Friedrich!“ entgegnete Marie, indem sie ihn groß ansah, „du weißt sehr gut, daß bei uns dasselbe Gesetz für alle gilt. Was du da sprichst, das haben andere dir vorgeredet. Deine eigenen Gedanken sind es nicht!“

„Ist es etwa nicht die Wahrheit?“ versetzte er hart. „Hast du schon jemals gehört, daß ein Vornehmer um solche Kleinigkeit ins Gefängnis gekommen ist? Wir saßen da mehr als hundert Mann, alle Zellen waren voll. Ich habe die Schließer gefragt, es war kein einziger Reicher darunter, lauter Arbeiter, Handwerker, Laufburschen. Ich als Schriftsetzer war unter dem Volk noch ein Vornehmer. Und was hatten sie gethan? Der eine hatte Geld behalten, um Brot für seine hungrigen Kinder zu kaufen; der andere hatte sich von einem Felde Kar-

toffeln geholt, weil ihm der Bauer seinen ehrlich verdienten Lohn nicht bezahlen wollte. Und so nach der Reihe! Um eine Kleinigkeit waren sie alle in den Kästen gesteckt. Aber die reichen Schurken, die sie dazu getrieben hatten, die saß keiner an!“

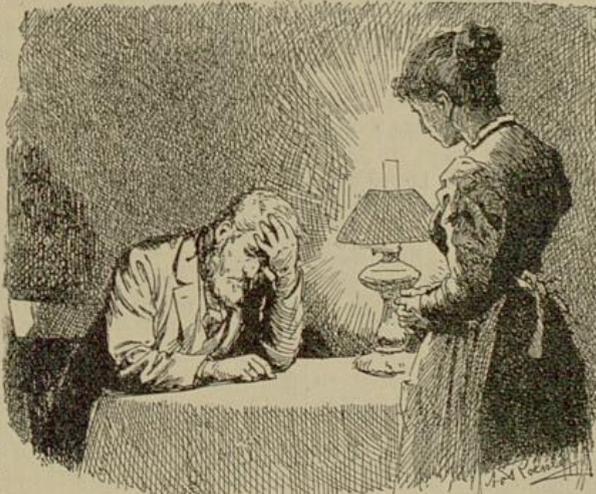
„Ich kann nicht darüber urteilen, ob die Leute ihre Strafe verdient hatten,“ erwiderte Marie, „wenn du aber meinst, daß der Reichtum allein den Leuten Glück bringt, dann irrst du dich.“

„So?“ unterbrach Friedrich sie, „wonach

verlangt der Mensch denn anders in der Welt als nach Freiheit, nach gutem Essen und Trinken und nach Vergnügen? Der Reiche sagt ein Wort, dann hat er alles; der Arme plagt sich und hungert und bekommt noch Fußtritte dazu.“

„Ich bin jetzt in manches reiche Haus gekommen und habe das Leben der Reichen vor Augen gehabt, und wenn du gesehen hättest, Friedrich, was ich gesehen habe, dann würdest du anders reden. In einem Hause in der Breitenstraße war alles mit dicken Teppichen belegt, niemand durfte ein lautes Wort reden, nicht husten, nicht lachen. Die Frau war krank, sie mußte Tag und Nacht liegen, sie kam keinen Schritt aus dem Hause. Ärzte kamen genug, aber keiner konnte ihr helfen. Wie froh war ich in meiner Armut, daß ich nicht mit der reichen Frau zu tauschen brauchte.“

„Das sind Ausnahmen! Die meisten Reichen wissen ihr Geld schon zu brauchen!“



Er hatte trübselig den Kopf auf die Hand gestützt und starrte vor sich hin.

„In einem Hause in der Kaiserstraße herrschte der helle Unfriede. Der Mann verjubelte in schlechter Gesellschaft das Geld, das die Frau ihm zugebracht hatte; die Armste mußte das mit ansehen, sie konnte es nicht verhindern. Sie trug seidene Kleider, aber ihre Augen waren rot vom Weinen.“

„Sie wird ihre Freuden auch schon gehabt haben!“

„Ein Haus in der Wilhelmstraße war das traurigste von allen. Drei Kinder hatten die Leute gehabt, alle drei starben ihnen nacheinander. Mit all ihrem Reichthum konnten sie die Kinder nicht retten. Friedrich, wolltest du dein Kind sterben sehen, wenn du dafür ein reicher Mann werden könntest?“

„Das sind alles Ausnahmen! Die meisten Reichen führen das herrlichste Leben. Sieh sie nur einmal in ihren prächtigen Wagen über die Straße fahren!“

„Du kannst ihnen nicht ins Herz sehen und weißt nicht, wie ihnen zu Mute ist. Lieber Friedrich, was für Gedanken hast du doch nur mitgebracht! Sind wir nicht in unserer Armut immer zufrieden gewesen? Hast du nicht oft gesagt: Ich bin ein glücklicher Mann?“

„Ich war es,“ versetzte er finster, „aber ich bin es nicht mehr!“

„Hast du denn dein Kind nicht mehr lieb? Bin ich deine Marie nicht mehr?“

„Wenn ich an euch denke, dann werde ich erst recht wild! Mir ist unrecht geschehen, und ihr habt um meinetwillen darben müssen!“

„Wir haben nicht gedurft, Friedrich! Auch wenn ich nicht hätte arbeiten können, hätten wir doch nicht zu hungern brauchen.“

Er schaute sie fragend an. „Hast du etwa in der Lotterie gewonnen?“

„In der Lotterie spiele ich nicht, das weißt du wohl. Aber du weißt noch nicht, daß ich mir Geld gespart habe. Sei mir nicht böse, lieber Friedrich! Ich habe schon länger als ein Jahr für ein Geschäft genäht. Ich habe es dir nicht gesagt, weil du nicht wolltest, daß ich für fremde Leute arbeiten sollte. Mir war es eine Freude, daß ich etwas verdienen konnte, und ich dachte immer, wir könnten das Geld wohl einmal nötig brauchen.“

Sie hatte aus ihrem Nähtisch ein Beutelchen hervorgezogen. „Sieh, hier sind meine Ersparnisse!“ Sie lehrte das Beutelchen um, etliche Goldstücke rollten auf den Tisch. „Siebzig Mark!“ sagte sie und schob ihm das Geld zu.

Er schaute die Münzen einen Augenblick an, dann wandte er sich um. Marie schlang ihren Arm um seinen Hals. „Sei gut, lieber Friedrich!“ bat sie, „du siehst, wir sind nicht verlassen! Gott wird weiter helfen!“

Er zog sie an seine Brust. „Wenn doch alle Menschen so gut wären wie du!“ sagte er.

„Man muß auch die schlimmen ertragen können,“ erwiderte sie.

„Das kann niemand verlangen!“ versetzte er lebhaft. „Wenn jemand mich kränkt, so wehre ich mich. Heucheln kann ich nicht!“

„Friedrich, Schweigen ist nicht Heucheln. Wärest du in jener Stunde ruhig geblieben, so wäre uns viel Leid erspart worden. Beherrsche dich um unfertwillen! Ich weiß ja, wie lieb du uns hast!“

„Ich will's versuchen!“ versetzte Friedrich. „Gott gebe, daß die Probe nicht zu hart ist!“ — —

Als am nächsten Morgen die Sonne in das kleine Zimmer schien, lag der Heimgekehrte noch in ruhigem Schummer. Da schlangen sich zwei Arme um seinen Hals, und weiche Kinderlippen küßten ihn.

„Lieber Vater, siehst du mich denn gar nicht? Ich sitze schon so lange neben dir. Nicht wahr, nun gehst du nicht wieder fort?“

Er richtete sich auf und setzte das Kind vor sich auf die Bettdecke. „Soll ich bei euch bleiben?“

„Ach ja! Mutter hat manchmal geweint, ich habe es gesehen. Lieber Vater, geh doch nun nicht wieder weg!“

Er betrachtete das liebe frische Gesichtchen, die klaren Augen, die ihn so munter anblickten, die roten Lippen, die so freundlich plauderten.

„Heute geht Mutter allein fort,“ sagte Emma, „und ich gehe mit dir aus, dann pflücken wir Blumen und stellen sie auf Mutters Nähtisch, darüber freut sie sich!“

„Wo ist denn die Mutter?“

„In der Küche, sie macht den Kaffee, und ich habe ihr schon geholfen, ich mahle jeden Morgen die Bohnen. Willst du es einmal sehen?“

„Du mußt es mir wirklich zeigen. Jetzt geh in die Küche, Emma, und bleib bei der Mutter, ich will nun aufstehen.“

Als er sich angekleidet hatte, fand er den Frühstückstisch bereit.

„Du willst fortgehen, Marie?“ fragte er.

„Nur diesen einen Tag noch!“ entgegnete sie. „Ich bin zum Plätten bestellt, und ich wollte die Arbeit nicht abweisen. Emma kann heute ja bei dir bleiben.“

„Aber neue Aufträge nimmst du doch nun nicht mehr an?“

„Wenn es nicht nötig ist! Sonst thue ich es gern.“

Um neun Uhr nahm Marie Hut und Mantel. „Ich komme erst am Abend wieder nach Hause, das Mittagessen mußt du dir heute wohl selber bereiten. Etwas Gebratenes steht im Küchenschrank. Kartoffeln habe ich geschält, du mußt sie um halb zwölf aufs Feuer setzen und das Fleisch nachher aufwärmen.“

„Vater, ich helfe dir, ich kann schon kochen!“ sagte Emma.

Die junge Frau küßte ihr Kind, reichte ihrem Manne die Hand und nickte ihm freundlich zu. Dann ging sie fort.

Emma setzte ihren Strohhut auf und streifte das Gummiband unter das Kinn. „Die Mutter hat gesagt, wir sollten ins Feld gehen. Ich weiß den Weg. Soll ich ihn dir zeigen?“

Der Vater verschloß die Wohnung, sagte Emmas Hand und verließ mit ihr das Haus.

In dem Vorgärtchen stand er still und schaute sich

um. Es war nur ein kleines Stückchen Land, der Weg teilte es in zwei Teile, einer gehörte der Hauswirtin, der andere dem Mieter. In jedem Teile stand ein Apfelbaum, das Land war für Gemüse bestimmt. In Friedrichs Gärtchen blühten auf einem kleinen Beete Atern und Nieseden, in der Mitte stand ein Rosenstämmchen. Wenige Tage, bevor der Mann sein Haus verlassen mußte, war der Rosenstrauch über und über mit Knospen bedeckt gewesen, jetzt stand er leer, und auch die Blätter welkten schon. Dem Manne wurde schwer ums Herz; er hatte keinen Sommer gesehen, sein Auge hatte nur auf die Gefängnismauern geschaut.

Hinter ihm wurde ein Fenster aufgerissen, Frau Brand stäubte kräftig ein Wischtuch aus. „Guten Morgen, Herr Heine!“ rief sie, „da sind Sie ja doch wieder. Na, wie war es denn?“

Der Mann erwiderte kurz den Gruß, dann zog er hastig sein Kind an sich und ging auf die Straße hinaus. Scheu blickte er umher, ob er beobachtet würde.

Die Häuser der gegenüberliegenden Straßenseite waren erst kürzlich gebaut worden, sie waren hoch und saßen viele Bewohner. Drüben wohnte zu ebener Erde der Schuhmacher, seine Frau hatte einen kleinen Gemüseladen; sie kam gerade aus der Haustür. Als sie den Mann daherschreiten sah, blieb sie stehen.

„Ach Gott, Herr Heine!“ rief sie, „wie geht es denn? Ach du lieber Gott! Komm, Emma! Komm, mein Kind!“ Sie nahm aus dem großen Korbe, der neben der Haustür stand, zwei gelbe Birnen. Emma lief hinüber und holte sich die Früchte. Der Vater nickte der Nachbarin dankend zu und schritt eilig davon. Das Ende der Straße war bald erreicht. Vor alten Zeiten hatte hier ein dichter Wald gestanden, man hatte die abgelegene Gegend den Wolfskamp genannt. Die Straße hieß jetzt noch so, doch der Wald war verschwunden, statt seiner breiteten sich hinter den Häusern fruchtbare Felder aus. Das Getreide war geerntet, aber Kartoffeln, Rüben und Kohl standen noch da.

Der Morgen war freundlich, die Sonne schien hell vom wolkenlosen Himmel; in der Ferne stiegen die blauen Umrisse des Gebirges auf.

Emma wanderte mit dem Vater auf dem Landwege fort und verzehrte vergnügt ihre Birnen. Sie kamen an einen Rain, der vom Wege ab in die Felder hineinführte; auf diesen drängte Emma den Vater, und nach einer Weile erreichten sie eine alte, verlassene Kiesgrube. An ihrem Rande stand ein großer wilder Rosenstrauch, unter dem Busche erhob sich eine niedrige Bank aus Rasen und Steinen.

„Hier bleiben wir,“ sagte Emma, „du mußt dich auf die Bank setzen. Mutter hat sie gebaut, und ich habe die Steine dazu gesucht.“

Das Kind setzte sich zu des Vaters Füßen ins Gras. Es war ein stilles freundliches Plätzchen; von der Stadt sah man nichts. Der Blick reichte von hier bis zu den strohgedeckten Höfen des Nachbardorfes und dem nahen Walde.

Aus ihrem Täschchen zog Emma einen kleinen Ball

und eine Frauenfeder; damit begann sie zu spielen. Sie legte die Feder auf ihr Knie und strich sie glatt; der Ball, der im Grase lag, war ein kleiner Knabe und hieß Karl, ihm schenkte Emma die Feder und ermahnte ihn, nun auch recht artig zu sein, nicht fortzulaufen und sich nicht das Zeug zu zerreißen; die liebe Mutter habe nicht immer Zeit, seine Jacke zu flicken; sie müsse jetzt machen, daß die Hemden fertig würden, welche die Mutter forttragen wolle.

So plapperte die Kleine lustig vor sich hin, und der Vater hörte ihr zu. Bald aber folgte er seinen eigenen Gedanken, und diese führten ihn auf dunkle Pfade. Er dachte an die höhnischen Worte seiner Hauswirtin; es war ihm, als sei ein Brandmal auf seine Stirn gedrückt. Aus dem Gefängnisse hatte man ihn entlassen, aber mußte nicht seine Qual jetzt erst recht beginnen? Der Spott und die Verachtung der Leute, der Mangel an Arbeit, die Sorge um die Zukunft — war das alles nicht noch bitterer als die Tage der Gefangenschaft? Hatte er sich so schwer vergangen, daß er alle diese Leiden und Schmerzen verdient hatte?

Mit solchen Gedanken quälte sich der Mann und sah nichts als Dunkelheit auf seinen Wegen; zu seinen Füßen aber spielte derweilen sein Kind in fröhlicher Lust, als wäre die ganze Welt ein Garten voller Blüten und voller Früchte für seine kleine Hand.

Als Emma ihres Spieles müde war, ließ sie Ball und Feder im Grase liegen und rief: „Vater, bitte erzähle mir eine schöne Geschichte, eine vom Brüderchen und Schwesterchen oder vom Häschen!“

Bei diesen Worten stand sie auf und wandte sich um. Als sie aber des Vaters finsternes Gesicht erblickte, da erschrak sie. „Bin ich unartig gewesen?“ fragte sie und schaute angstvoll mit ihren großen blauen Augen, dem Erbteil der Mutter, den Vater an. Diesen Augen aber hatte der Mann nie widerstehen können; sie erinnerten ihn an so viel Liebes. Er zog die Kleine in seine Arme. „Du bist ein gutes Kind,“ sagte er. „Hast du oft mit Mutter hier gesessen?“

„Wenn es Sonntag war,“ entgegnete Emma. „Wir haben uns Butterbrot mitgenommen, und Mutter hat mir dann Geschichten erzählt. Weißt du auch welche?“

„Die Mutter soll dir solche erzählen.“

„Dann wollen wir mit dem Balle spielen. Du bleibst auf der Bank, und ich —“ sie lief einige Schritte fort — „setze mich hierhin. Nun mußt du den Ball auffangen, und dann mußt du ihn mir zuwerfen.“

Sie warf ihm den Ball zu, und das Spiel ging lustig hin und her, immer schneller, immer fröhlicher. Als Emma den Ball einmal zu hoch warf und der Vater sich rasch aufreckte, ihn zu fangen, wichen vor der gewaltsamen Bewegung die Steine und der Rasen unter ihm, und er fiel rückwärts in das Gras. Da lachte Emma mit ihrem hellen Stimmchen laut auf, und der Vater lachte herzlich mit. Dann bauten sie gemeinschaftlich die Bank wieder auf.

Emma schaffte eifrig mit ihren kleinen Händen. „D,“ sagte sie, „ich kann auch schon ordentlich arbeiten, nicht wahr? Wenn ich groß bin, werde ich Lehrerin

und verdiene viel Geld, und dann sollst du und die Mutter bei mir wohnen, und wir essen alle Tage Zuckerwiebad. Ostern komme ich in die Schule, und dann dauert es gar nicht lange mehr, bis ich Lehrerin bin. Nicht wahr, es ist doch bald Ostern?"

"Wenn der Winter vorbei ist," entgegnete der Vater. Freundliche Bilder stiegen vor seinem Auge auf, wenn er sich sein Töchterchen, seinen Augapfel, als Lehrerin dachte. Aus einer Lehrerfamilie stammte ja seine Frau. Wie schön waren die Stunden gewesen, die er in dem stillen, freundlichen Hause seiner Schwiegereltern verlebt hatte! Traute Bilder der Erinnerung zogen durch seine Seele. —

Als der Mann mit seinem Kinde wieder nach Hause wanderte, war die Last auf seinem Herzen leichter geworden. Über die Straße schritt er raschen Schrittes hinweg, um neugierigen Blicken auszuweichen; in seiner eigenen Wohnung aber fühlte er sich nun wieder heimisch, und ein Lächeln erhellte seine Züge, als die kleine Emma geschäftig die Hausfrau zu spielen begann. Er ließ sie still gewähren; er freute sich ihrer sinnigen Thätigkeit und half ihr, wo ihre Kraft noch nicht ausreichte. Nur wenig später als sonst stand das Mittagessen auf dem Tische. Emma faltete die Händchen und sprach das Tischgebet, und dann ließen sie sich's beide gut schmecken.

Nach dem Essen aber bestand Emma darauf, daß nun auch das Geschirr gespült würde. Der Vater mußte die Teller abwaschen, und Emma trocknete sie langsam und sorgfältig ab, dabei ein gar ernstes Gesichtchen machend.

"Nun bin ich müde!" sagte sie, als alles besorgt war, und rieb sich die Augen. Der Vater trug sie aufs Bett, und im nächsten Augenblick war sie eingeschlafen.

Der Vater blieb neben ihrem Bette sitzen und betrachtete das liebe, rosige Gesichtchen. In dem Herzen des Mannes regte sich ein Gefühl der Beschämung über seinen Kleinmut, wenn er bedachte, wie reich ich der Besitz seines Kindes, seines Weibes machte. —

Als Marie am Abend heimkehrte, hörte sie schon vor dem Hause die beiden plaudern und mit Tellern klappern; als sie in das Zimmer eintrat, fand sie das schönste Abendessen angerichtet.

Wie so ganz anders saßen sie heute abend bei einander, als gestern!

Nach dem Essen, als Emma zu Bett gebracht war, plauderten die Gatten traulich miteinander. "Das Kind ist mein guter Engel gewesen," sagte Friedrich, "vor ihrem hellen Lachen hielten meine Sorgen nicht stand."

"Auch mir war sie mein Trost in der schweren Zeit. Ich weiß nicht, wie ich die Einsamkeit und das tägliche Leid hätte tragen sollen ohne das liebe Kind. Wie meinen Augapfel habe ich sie gehütet, mit doppelter Sorge, damit du sie gesund und fröhlich wiederfinden solltest. Ich weiß ja, wie lieb du sie hast. Mir sind heute die Stunden ohne das Kind doppelt so lang geworden als sonst."

Am nächsten Morgen legte Friedrich seine besten Kleider an; er wollte suchen, eine neue Stelle zu erhalten. Daß man ihn in seiner früheren Stellung nicht wieder aufnehmen wollte, hatte der Besitzer der Druckerei ihm bereits schriftlich mitgeteilt.

Das Herz war ihm doch schwer, als er seiner Frau die Hand zum Abschied reichte. Marie zeigte ihm ein fröhliches Gesicht und sagte ihm ermunternde Worte; aber als er davongegangen war, schaute sie ihm bekümmert nach.

Frau Brand steckte den Kopf zur Thüre herein. "Na," meinte sie, "nun haben Sie ihn ja wieder. Nun ist die Freude wohl groß!"

"Ja," entgegnete die junge Frau ruhig, "ich danke dem lieben Gott, daß er mir meinen Mann gesund wiedergegeben hat."

"Das ist ja schön!" versetzte Frau Brand, "wenn's nur so bleibt! Viel macht er sich wohl nicht aus seiner Sommerreise? Gestern, als Sie fort waren, da war hier im Hause die Herrlichkeit groß. Gegen Abend schickte er noch das Kind mit dem Korbe fort."

"Emma hat einen Hering geholt," versetzte die junge Frau ruhig, "er hat uns gut geschmeckt."

"So! Das freut mich!" entgegnete Frau Brand, "hoffentlich kriegen Sie kein Sodbrennen danach!" Sie schlug die Thür zu und ging davon.

Die Mittagszeit war vorüber, als Friedrich wiederkam. Er sprach kein Wort, setzte sich an das Fenster und stützte den Kopf auf die Hand. Emma kam und schmiegte sich an des Vaters Knie; er beachtete sie kaum.

Marie trug das Essen auf. Während der Mahlzeit begann sie mancherlei zu reden, auch Emma plauderte in ihrer kindlichen Weise; der Vater gab kaum eine Antwort. Nachdem er einige Bissen gegessen, schob er den Teller zurück, stand auf und trat wieder ans Fenster.

Als Emma gegessen hatte, ging sie zu ihm. "Lieber Vater," sagte sie, "bist du krank?" Er schob das Kind ungeduldig von sich. Die Mutter führte Emma in die Schlafstube und legte sie aufs Bett.

Dann trat sie zu ihrem Gatten und legte ihm die Hand auf die Schulter. "Mache dir keine Gedanken, Friedrich!" sagte sie freundlich, "vielleicht hast du morgen mehr Glück. Gewiß bist du noch nicht in allen Geschäften gewesen."

"In vier Druckereien habe ich mich gemeldet," entgegnete Friedrich, "überall hat man mich abgewiesen, sobald man von meiner Bestrafung hörte."

"Nicht alle Leute werden es so machen," versetzte Marie.

"Das glaubte ich auch, aber ich habe mich arg getäuscht. Sobald ich das Wort „Gefängnis“ aussprach, war alles vorbei. Und so wird es bei den andern Geschäften auch gehen."

"Bei wem hast du denn deine Meldung jedesmal angebracht?"

"Ich kann mich immer nur bei dem Faktor der Druckerei melden, die Herren selbst sind für unser-eins nicht zu sprechen."

"An deiner Stelle würde ich doch versuchen, zu

den Herren selbst zu gelangen. Ein Faktor muß nach seinen Vorschriften handeln; ein Herr kann in einem besondern Falle einmal eine Ausnahme machen. Willst du es nicht noch einmal versuchen?"

"Heute nicht mehr," entgegnete Friedrich unmutig, „vorläufig habe ich genug von dem Vergnügen. Die Herren sind auch nur vormittags im Geschäft zu treffen.“ Er legte seinen täglichen Anzug wieder an und verließ das Haus. Marie sah ihn dem Felde zuschreiten.

Als er gegen Abend müde vom Umherlaufen heimkehrte, war er ruhiger geworden. „Du magst doch wohl recht haben," sagte er zu seiner Frau, „ich werde morgen danach sehen, mit den Herren selbst zu sprechen.“

Am nächsten Tage verließ er mit größerer Zuversicht das Haus.

Sein Weg führte ihn durch die langen geraden Straßen der Vorstadt, welche im Anschluß an zahlreiche Fabriken hier in neuerer Zeit sich angebaut hatte. Dann durchschritt er einen Kranz von schönen Gärten und behaglichen Wohnungen, welche zu beiden Seiten des ehemaligen Stadtgrabens sich hinzogen, und nun erreichte er die innere, alte Stadt, schmale Straßen mit hohen Giebelhäusern. An einer derselben lag das große Gebäude, in dessen breite Einfahrt er jetzt einbog.

Er betrat einen hellen, freundlichen Hof, in welchem der Straßenlärm nur gedämpft hineinschallte. Im Hintergrunde lag die große Druckerei, zur Seite zog sich der Flügel hin, welcher die Geschäftsräume enthielt; eine Treppe führte vom Hofe hinauf. Die Stufen waren mit einem weichen Läufer belegt, der durch blankte Messingstäbe gehalten wurde. Die Treppe lief gerade auf eine Thür zu, an der ein blinkendes Metallschild angebracht war. „Privatkontor“ stand darauf.

Der Stellessuchende pochte und trat ein. Auf einem Sofa saß ein Herr von vornehmerm Aussehen mit sorgfältig gepflegtem schwarzen Haar und Schnurrbart; er hielt in der einen Hand ein Zeitungsblatt, in der andern eine Cigarre.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Ich bin Schriftsetzer, mein Name ist Heine. Ich besitze die besten Zeugnisse —“

„Gehen Sie in die Druckerei, wenden Sie sich an meinen Faktor!"

„Verzeihen Sie gütigst einem bedrängten Familienvater, Herr —“

„Sie sehen doch, daß ich beschäftigt bin! Ich kann und will mich mit Ihnen nicht abgeben. Guten Morgen!"

Heine verließ das Zimmer, er ging in die Druckerei. Den Faktor traf er bei der Korrektur eines Druckbogens. Er brachte seine Bitte vor.

Der Faktor blickte flüchtig auf. „Wir haben keinen Setzer nötig!" entgegnete er kurz und nahm seine Arbeit wieder vor.

Heine begann seine Verhältnisse zu schildern. Der

Faktor schien zuzuhören, aber nun unterbrach er den Redenden und rief laut den Namen eines Lehrlings; dieser eilte herbei, nahm den Bogen in Empfang und giug damit fort.

Heine wollte fortfahren. „Sind Sie noch da?" fragte der Faktor. „Sie hören doch, daß wir keinen neuen Setzer einstellen können!" Und er deutete nach der Thür. Heine ging.

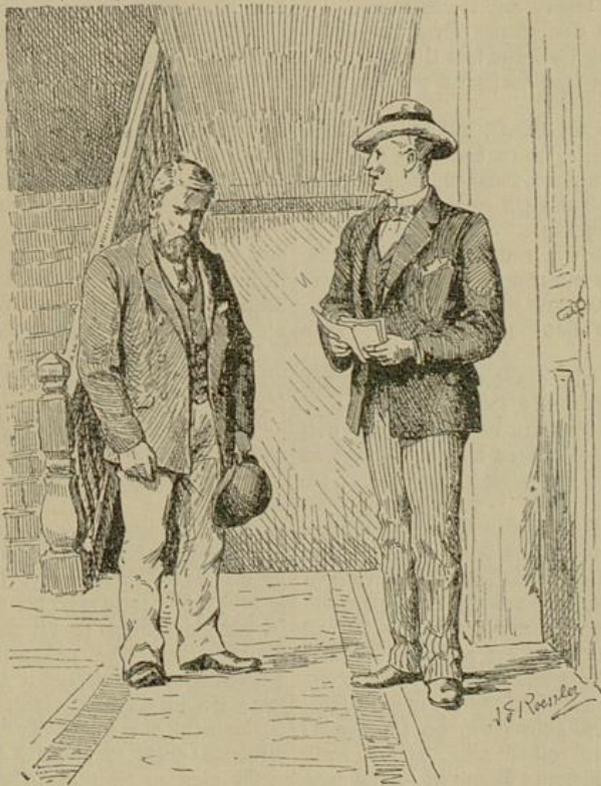
Den Blick zur Erde gesenkt, schritt er weiter durch die Straßen.

Das Haus, in welches er nun eintrat, lag an einem freien Platze. Es war ein mächtiges Gebäude; in früheren Zeiten war es ein Adelhof gewesen, jetzt waren alle Teile desselben in Arbeitsräume umgewandelt; unten lärmten die Maschinen, eine Treppe hoch waren die Geschäftszimmer, noch höher die Lagerräume.

Viele Menschen gewannen hier ihr tägliches Brot; sollte nicht noch für den, der jetzt mit zagendem Fuß die Stufen der Treppe emporstieg, ein Plätzchen übrig sein?

Noch hatte Heine die letzte Stufe nicht erreicht, da hörte er rasche Schritte hinter sich; ein jüngerer Herr von militärischer Haltung kam ihm nach und schaute, als Heine stehen blieb, ihn mit scharfen Blicken an. Auf Heines Bitte, den Herrn des Hauses sprechen zu dürfen, entgegnete der andere: „Der bin ich! Was wünschen Sie von mir?"

Heine erzählte von seinen Verhältnissen. Der Herr verlangte Papiere und sah sie durch: „Wo waren Sie denn die letzten drei Monate?" fragte der Buchdruckereibesitzer scharf.



„Wo waren Sie denn die letzten drei Monate?“ fragte der Buchdruckereibesitzer scharf.

Nun kam wieder das Unglück. Sobald der Herr das Wort „Gefängnis“ hörte, gab er die Papiere rasch zurück und ging davon. Heine blieb neben ihm, bat mit bewegten Worten, doch nur einmal einen Versuch zu machen. Der Herr zuckte die Achseln, trat in eine Thür und zog sie hinter sich zu.

Unter dem gewölbten Thorwege dieses Hauses blieb Heine stehen. Er lehnte sich an die Steinwand; er sann nach, ob es nicht möglich wäre, seine Sache noch von einer andern Seite anzugreifen. Aber in dem dumpfen Lärm der Maschinen zerrannen ihm seine Gedanken; hinter ihm ertönte vom Hofe her Peitschenknaß; ein Wagen, der Kohlen gebracht hatte, trieb ihn wieder auf die Straße.

Nun war nur noch eine einzige Druckerei übrig. fand er auch in diesem Geschäfte kein Unterkommen, so war an seinem bisherigen Wohnorte für ihn keine Stätte mehr.

Er wanderte über einen Markt, auf dem ein alter Springbrunnen plätscherte; dann bog er in eine enge Straße ein, wo viele kleine Leute wohnten. Mitten unter den alten Häusern erhob sich ein neuer Backsteinbau, vom Staub schon geschwärzt. Die Stufen, welche zur Eingangsthür führten, waren ausgetreten, die innern Räume spärlich ausgemessen. Hier sah alles nur nach Geschäft aus. Das Zimmer des Herrn lag gleich am Eingang, und ohne Schwierigkeit fand Heine Einlaß.

Ein älterer Herr mit grauem Barte saß am Arbeitstische und schrieb. Als Heine seine Lage zu schildern begann, legte der Herr die Feder nieder und schaute mit seinen ruhigen grauen Augen den Bittenden prüfend an. Dann sah er die Papiere durch, die Heine ihm bot.

„Nach Ihren Zeugnissen müssen Sie ein geschickter und fleißiger Arbeiter sein,“ sagte der Herr, „Sie sind in allen Arten des Satzes geübt, und ich wäre gern bereit, Sie einzustellen, wenn nicht ein besonderes Hindernis wäre. Daß Sie mit Gefängnis bestraft sind, könnte ich in Anbetracht der näheren Umstände vergessen; aber zu Ihrem Vergehen hat Ihre Heftigkeit Sie verleitet, und ich kann unter mein zahlreiches Personal niemand aufnehmen, der zu Gewaltthätigkeit neigt, besonders deshalb nicht, da auch mein Faktor — der sonst ein tüchtiger Mann ist — sich wohl einmal vergift. Unter diesen Umständen bedaure ich, Sie nicht annehmen zu können. Ich will mir aber Ihre Adresse aufschreiben; vielleicht finde ich doch noch einmal Verwendung für Sie. Bedürfen Sie einer Unterstützung, so bin ich bereit.“

„Ich danke vielmals, Herr Stadtrat,“ entgegnete Heine, „in Not bin ich noch nicht.“

Der Stadtrat blickte ihn freundlich an. „Verlieren Sie den Mut nicht,“ sagte er, „es wird sich auch für Sie schon etwas finden.“

Wieder stand Heine auf der Straße. „Es wird sich schon etwas finden!“ wiederholte er bei sich; „wo soll ich noch suchen, wenn jeder mich von der Schwelle fortweist? Alle Thüren sind mir verschlossen. Wohin nun?“

Langsam ging er durch die Straßen, ohne aufzuschauen. Bitterer Groll füllte seine Brust.

Er kam zu Hause an. Seine Frau las aus seinem Gesichte, was ihn bewegte. Sie schickte die kleine Emma in den Garten, um dort zu spielen. Als sie allein waren, ergriff sie seine Hand. „Sprich dich aus, Friedrich,“ sagte sie, „verschließ nicht alles, was dich quält, in dich hinein! Laß mich tragen helfen!“

„Es wäre dir besser gewesen, du hättest mich in deinem Leben niemals erblickt,“ entgegnete er düster. „Ich bin ein Ausgestoßener geworden, ein Pestkranker, für den es unter den Menschen keinen Platz mehr giebt. Du thätest am klügsten, wenn auch du dich von mir lossagtest.“

„Friedrich,“ versetzte Marie, „wie kannst du nur so reden! Unsere Lage ist noch nicht verzweifelt. Das Geld, welches ich erspart habe, reicht für einen ganzen Monat aus, und außerdem kann ich ja Arbeit genug haben, ich brauche sie nur anzunehmen.“

„Freilich!“ entgegnete er bitter, „du hast einen Mann, der nicht in Stande ist, dich zu ernähren, du mußt dich für ihn quälen, du mußt ihn füttern!“

Sie blickte ihn ernst an. „Deine Worte fallen mir schwer aufs Herz,“ erwiderte sie. „Wenn du so kleinnützig bist und dein Unglück selbst so maßlos vergrößerst, so wird Gott uns seine rettende Hand nicht reichen können. Vertraue auf ihn! Falte deine Hände und bitte ihn um Hilfe! Denk an sein heiliges Wort: Ich will dich nicht verlassen noch veräumen!“

„Siehst du nicht, daß er nichts von mir wissen will?“ entgegnete der Mann, indem er die Faust ballte. „Was ist an einem Lump gelegen, wie ich einer bin?“

Marie schwieg. Sie nahm ihre Arbeit und setzte sich an ihren Nähtisch. Aber die Hand, mit welcher sie die Nadel führte, bebte ihr. —

Gegen Abend begann der Himmel sich zu bewölken, in der Nacht fing es an zu regnen; der folgende Morgen war trübe und kalt. Friedrich hatte seine Alltagskleider angezogen, er griff zum Hut. „Schriftsetzer bin ich gewesen,“ sagte er, „ich muß nun sehen, ob ich nicht als armer Teufel einen Dienst finde. Vielleicht glückt es mir als Hausknecht!“

Er ging zu einigen Rechtsanwälten und bot sich als Schreiber an. Man sagte ihm, daß man einen Ungeübten nicht gebrauchen könne, da schon an geübten Leuten kein Mangel sei. Er sprach in einer großen Konservenfabrik vor und bat um Beschäftigung als Packer; auch hier erklärte man, den Schriftsetzer nicht gebrauchen zu können. In einem Kleiderladen, wo er Pakete austragen wollte, auf dem Geschäftszimmer der Pferdebahn, wo er um eine Schaffnerstelle bat, — überall wurde er abgewiesen.

Ein Gefühl der Verzweiflung und der Wut zugleich überkam ihn; er hätte zur Waffe greifen mögen, um sich zu rächen für alle Demütigung, alle Qual, die er über sich ergehen lassen mußte.

So traf ihn auf der Straße ein Bekannter; er hatte mit dem Manne — Fuchs hieß er — früher

einmal zusammen gearbeitet; dieser nahm ihn mit in eine Bierstube und hielt ihn frei. Als er Heines Erlebnisse erfahren hatte, lachte er höhnisch.

„Du bist ein dummer Kerl!“ sagte er; „wenn die reichen Blutsauger dir hier dein Brot nicht geben wollen, so laß die ganze Bande laufen! Die Welt ist groß, Geld kannst du überall gewinnen, du mußt es nur schlau anfassen.“

Heine schaute ihn fragend an. „Wie meinst du das?“

„Mach es so wie ich!“ versetzte Fuchs.

„Was treibst du?“

„Ich reise und verkaufe Gummistempel.“

„Und damit verdienst du deinen Unterhalt?“

„Willst du mithalten?“ fragte Fuchs und zog eine Handvoll Geld aus der Tasche. „Wir sind unser zwei, den Dritten können wir gerade noch gebrauchen, so einen wie du, der ein ehrliches Gesicht machen kann und nichts ausplappert. Willst du?“

Heine zögerte. „Erst muß ich wissen, was ihr treibt.“

Fuchs beugte sich nahe zu ihm. „Komm heute abend um acht Uhr in den „Schwarzen Bären“ auf der Webdenstraße; da triffst du mich und meinen Kameraden, dann sollst du mehr hören.“

Heine sagte nicht zu, aber er widersprach auch nicht. Sie tranken noch ein Glas, dann trennten sie sich.

Mit heißem Kopfe, erregt durch das Bier und durch die Worte des Trinkgenossen, trat Heine den Weg nach Hause an. In dem Vorgarten begegnete er Frau Brand.

„Na, die Geschäfte gehen wohl gut?“ fragte sie spöttisch, indem sie ihn scharf anschaute und die Gebärde des Trinkens machte.

„Was wollen Sie von mir?“ fuhr er sie an.

„Fressen Sie mich nur nicht!“ versetzte sie. „Gehen Sie schnell hinein, Ihre Frau hat was Schönes für Sie!“

Er trat ins Zimmer, es war leer. Er ging in die Küche. Marie stand an dem kleinen Herde, sie war mit dem Essen beschäftigt. Auf der Fensterbank lag ein zusammengefaltetes Papier. „Was ist das?“ fragte er und griff danach.

Marie trat ihm in den Weg und sah ihn bittend an. Er bemerkte, daß sie verweinte Augen hatte.

„Ich will wissen, was das ist!“ sagte er barsch,

schob sie beiseite und ergriff das Papier. Er schlug es auseinander. Es war eine amtliche Quittung über 67 Mark 50 Pfennig an Unterhaltungskosten und Gebühren für 90 Tage im Gefängnisse für den Schriftsetzer Friedrich Heine.

„Was hat das zu bedeuten?“ fuhr er auf.

„Der Gerichtsvollzieher war hier und hat das Geld geholt,“ entgegnete Marie.

„Und das hast du ihm gegeben?“

„Er sagte, daß er sonst unsere Sachen pfänden müßte. Da habe ich ihm mein Geld gegeben.“

„Diese erbarmungslosen Räuber!“ rief er voller Wut. „Verhungern soll man! Müßte man diese

Schandmenschen nicht niederschlagen wie die tollen Hunde?“ Er bebte am ganzen Körper, er ließ sich auf einen Stuhl niederfallen und ballte die Fäuste.

Marie sagte nichts, sie verrichtete still ihre Arbeit. Als das Essen fertig war, trug sie es in die Stube und rief ihren Mann.

Er kam und setzte sich an den Tisch, den Teller schob er zurück und starrte vor sich hin.

Neben ihm auf einem höheren Stuhle saß die kleine Emma. Sie schaute den Vater ängstlich von der Seite an; dann sagte sie: „Vater, ist es wahr, daß du im Gefängnis gefessen hast? Frau Brand sagt es.“

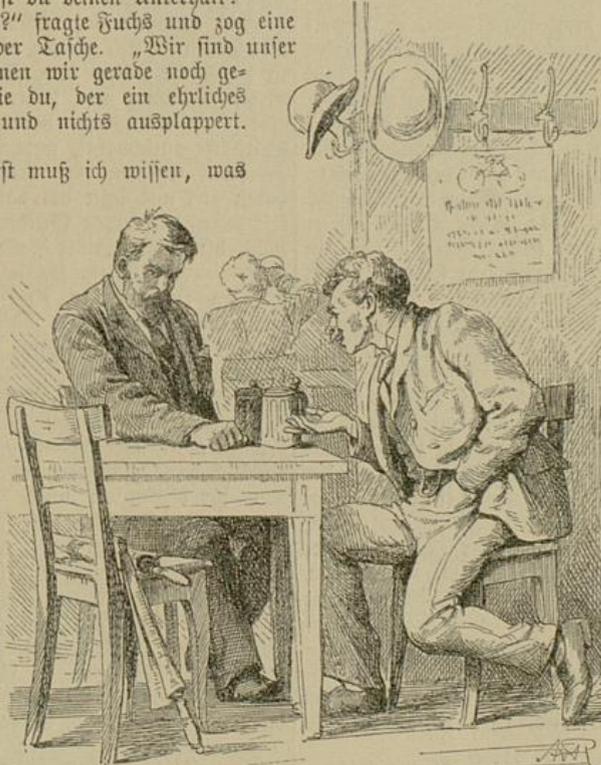
Er fuhr auf, sinnlos vor Wut erhob er seine Hand gegen das Kind. Erschreckt warf Emma sich zurück, der Stuhl

fiel um, Emma stürzte heraus und schlug hart mit dem Kopfe auf die Kante der Kommode. Lautlos blieb sie liegen; aus einer tiefen Wunde rieselte das Blut auf den Fußboden.

Mit einem Angstschrei warf die Mutter sich neben dem Kinde nieder, sie faßte das blutende Köpfschen in ihre Hände, sie rief das Kind beim Namen; aber Emma lag da wie tot.

Der Vater war aufgesprungen, bleich starrte er auf das Kind. „Sie stirbt! O, sie stirbt!“ rief die Mutter verzweifelt.

Da stürzte der Mann fort aus dem Hause. Er lief, so rasch seine Füße ihn trugen, der Stadt zu, nach der Wohnung des Krankenkassenarztes. Er



„Willst du mithalten?“ fragte Fuchs und zog eine Handvoll Geld aus der Tasche.

traf ihn, der Arzt folgte ihm auch sogleich; Friedrich führte ihn an die Schwelle seiner Wohnung. Er selber aber überschritt sie nicht; im Garten setzte er sich auf die Bank und umklammerte mit seinen Händen die Lehne.

Es dauerte lange, bis der Arzt wieder aus dem Zimmer trat. Der Vater schaute ihn an und stammelte einige unverständliche Worte.

„Es sieht sehr böse aus,“ sagte der Arzt, „ich kann noch nicht sagen, ob das Kind am Leben bleiben wird. Auf die Pflege kommt alles an. Sorgen Sie dafür, daß die Mutter das Kind in keiner Stunde zu verlassen braucht. Ich komme heute noch einmal wieder.“

Der Vater schaute dem Arzte nach, er wiederholte sich die Weisung, welche derselbe gegeben hatte. Dann schlug er den Weg nach der Stadt ein. Mut und Zorn waren aus seiner Brust geschwunden, tödliche Angst war an ihre Stelle getreten, die Knie bebten ihm. Er mußte jetzt Geld schaffen für die Seinen, und wenn er sein Leben dafür verkaufen sollte.

Er irrte durch die Straßen; er wußte selbst nicht, was er beginnen sollte. Vor seinen Augen sah er das bleiche, blutige Antlitz seines lieben Kindes, in seine Ohren tönte der Schmerzensruf seines Weibes; sein Herz wurde ihm zerrissen durch das Bewußtsein, daß er selber dieses namenlose Unglück verschuldet habe. Jetzt kam er sich in Wahrheit wie ein Verbrecher vor, der die härteste Strafe verdient hatte. O, er wollte ja alles, alles über sich ergehen lassen, wenn nur das Entsetzliche nicht eintrat, das zu denken ihn fast schon zur Verzweiflung brachte.

Er kam an eine Stelle, wo das Straßenpflaster weithin aufgerissen war; hier wurde ein tiefer Kanal gebaut; viele Menschen arbeiteten daran mit Hacke, Schaufel und Schubkarren; aus der Tiefe klang der Hammerschlag der Maurer herauf. Es war schwere, schmutzige Arbeit in dem kalten Regenwetter. Die Leute murrten und schimpften, sie drohten, fortzugehen. Ein Aufseher hatte Not, sie zu beruhigen.

Heine trat zu den Leuten heran, er bat den Aufseher, ihn mit einzustellen. Der Aufseher schaute ihn verwundert an; Heine wiederholte seine Bitte in flehendem Tone.

„Warten Sie, bis der Bauführer kommt,“ sagte der Aufseher.

Der Erwartete kam, der Aufseher redete mit ihm und deutete auf Heine. Der Bauführer musterte ihn mit scharfen Blicken. „Sie laufen mir ja morgen doch wieder fort,“ sagte er.

„Ich werde keine Stunde versäumen,“ erwiderte Heine, „und Sie sollen nie zu Klagen haben!“

„Stellen Sie den Mann ein, Kühne,“ sagte der Bauführer zu dem Aufseher, schrieb den Namen des neuen Arbeiters in sein Buch und ging weiter.

Nach dem Gebote des Aufsehers trat Heine in die Reihe, er lud mit der Schaufel die nasse, modrige Erde auf die Karre und fuhr dann die schwere Last fort. So ging es ohne Aufhören in angestrengter Arbeit, bis der Aufseher Feierabend gebot.

„Kommen Sie morgen wieder?“ fragte er Heine. „Ganz gewiß!“ entgegnete dieser. Der Aufseher nickte. „Es ist gut.“

Langsam schritt Heine seiner Wohnung zu. Es schauderte ihn, wenn er daran dachte, welche Nachricht ihn erwarten konnte. Auf der Straße begegnete ihm der Arzt, welcher eben von der kleinen Kranken zurückkam. Der Vater wagte kaum ihn zu fragen.

„Noch lebt sie,“ sagte der Arzt im Vorbeigehen. Heine erreichte seine Wohnung. Als er in das Zimmer trat, sah er seine Frau an dem Tische sitzen. Sie stand auf, ohne ihn anzublicken, ging in das Schlafzimmer und zog die Thür hinter sich zu.

Heiß flammte der Schmerz in der Brust des Mannes auf; still verließ er das Zimmer und ging in die Küche. Aus dem Schranke nahm er soviel Brot, als nötig war, seinen Hunger zu stillen. In einer kleinen Kammer neben der Küche wurden die Bettstücke aufbewahrt, welche nur im kalten Winter gebraucht wurden. Er breitete sie auf den Fußboden aus und legte sich darauf. Schwere Müdigkeit lastete auf seinen Gliedern, doch Schlaf fand er nicht, die Qualen seiner Seele ließen ihn nicht ruhen.

Es wurde still im Hause; die Nacht war dunkel, draußen rauschte der Regen herab. Da klangen Töne an das Ohr des Mannes, die ihn bis ins innerste Herz erbeben ließen, es war das Schmerzenswimmern seines Kindes, dazwischen die angstvolle Stimme seines Weibes. Der Mann richtete sich auf, er lauschte, er faltete die Hände und betete zu dem, der Herr ist über Leben und Tod. Sein eigenes Unglück hatte nicht vermocht, den Mann zu demütigen, für das Leben seines Kindes aber beugte er unter heißen Thränen das Haupt.

Es wurde wieder still in dem Krankenzimmer. Auch der Mann sank in tiefen Schlummer.

Am nächsten Morgen war er der erste bei der Arbeit. Unverdrossen schaffte er den ganzen Tag an dem schweren Werke. Seine Hände, der harten Arbeit ungewohnt, begannen zu schwellen; er achtete die Schmerzen nicht, sie deuchten ihm ein Linderungsmittel für die Qualen seiner Seele.

Zur Mittagszeit ging er in eine einfache Wirtschaft, die in der Nähe lag; er gab der Wirtin seine Uhr als Pfand und begnügte sich mit dem billigsten Essen. Abends ließ er sich ein Brot und kleine Vorräte geben, das trug er nach Hause und legte alles in der Küche auf den Tisch. Das Wohnzimmer betrat er nicht. Sein Nachtlager war wieder auf dem Fußboden des Kämmerchens.

Der dritte Arbeitstag war ein Sonnabend. Es wurde eine halbe Stunde früher geschlossen; in einer Bretterbude neben der Arbeitsstätte zahlte der Bauführer den Wochenlohn aus. Heine erhielt für zwei und einen halben Tag 6 Mark 25 Pfennig.

Auf dem Heimweg ging er bei dem Arzte vor. „Wir müssen zufrieden sein, daß das Kind noch lebt,“ sagte dieser, „zu einer schwachen Hoffnung sind wir wohl berechtigt, entscheiden läßt sich noch nichts.“

In seiner Küche sah der Vater, daß die Vorräte, die er mitgebracht, in Gebrauch genommen, die Reste im Schranke verwahrt waren. Er legte das Geld dazu.

Am Sonntagmorgen ging er schon früh fort nach der Wirtschaft, wo er zu speisen pflegte. Er half den Tag über im Hause als Handlanger und bediente abends die Gäste; es war nach Mitternacht, als die letzten fortgingen. Für diese Arbeit erhielt er die Kost und zwei und eine halbe Mark. Der nächste Morgen fand ihn wieder bei der Arbeit am Kanal.

So ging es einen Tag wie den andern. Die ungewohnte Arbeit stellte die Willenskraft Heines auf die schärfste Probe; in seinen Gliedern lag es abends wie Blei, die Hände waren mit Schwielen bedeckt, sie bluteten und schmerzten oft heftig. Aber über alle Qualen erhob den Mann der Gedanke an sein Weib und sein Kind, die er von doppelter bitterer Not jetzt bedroht wußte.

Und er hielt aus. Er war der erste und der letzte bei der Arbeit, er murkte nie, willig that er, was ihm aufgetragen wurde. Der Aufseher lobte ihn, der Bauführer versprach ihm Arbeit für den ganzen Winter.

Die Genossen aber sahen ihn scheel an, — er war ihnen zu gefügig. Zuerst begannen sie zu sticheln, sie spotteten über die schönen Hände, sie redeten von einem weggelaufenen Schneidergesellen; sie betrachteten Heines Kleidung, seine dünnen Stiefel, die für die Arbeit in der nassen Erde bei dem Regenwetter durchaus nicht geeignet waren; sie sprachen von einem Tanzmeister und forderten einander auf, Polka zu tanzen mit dem Bettelack in der Hand.

Heines Gefühl empörte sich anfangs gegen solche Roheiten, aber der Gedanke an die Seinigen gab ihm bald die Ruhe wieder. Er hörte die Spottereien schweigend an und arbeitete desto eifriger.

Das aber reizte einige rohe Genossen erst recht. Sie traten ihm in den Weg, wo sie konnten, sie stießen seine Karre um, sie verschleppten sein Arbeitsgerät. Heine schwieg auch hierzu, der Aufseher aber schalt die Leute und drohte mit Entlassung.

Nun wurde ihre Wut gegen Heine noch größer. Von ihren offenen Angriffen ließen sie ab, aber sie suchten nach einer andern Gelegenheit zur Rache.

Es war für den Vater eine stille Freude, als er am Ende der Woche seinen so hart errungenen Verdienst, fünfzehn Mark, für seine Frau in den kleinen Küchenschrank legen konnte. Am Sonntag arbeitete er wieder in der Wirtschaft, in welcher er speiste.

So schwere Tage hatte er noch nie in seinem Leben gekannt, aber immer leichter wurde ihm die Last. In seine Seele kehrte Friede ein; er hatte den Weg zu sich selbst wiedergefunden; er konnte wieder vertrauen und wieder hoffen.

Seine Frau und sein Kind hatte Heine seit dem Unglückstage noch nicht wieder gesehen. Er wußte, daß Marie sich ganz der Pflege der kleinen Kranken widmete, und daß jede, auch die kleinste Störung ängstlich vermieden werden mußte.

Nur Frau Brand begegnete ihm zuweilen an der Haus Thür oder im Garten. Zuerst hatte sie seinen Gruß kaum erwidert; als sie aber sah, wie standhaft der Mann täglich für den Unterhalt der Seinigen rang, wurde der Ton ihrer Worte ein anderer. Sie gab dem Vater Nachricht über das Befinden seines Kindes; sie erbot sich, ihm jeden Morgen Kaffee zu besorgen; sie machte ihm Vorwürfe, daß er nicht einmal den Sonntag sich zur Erholung gönne, und ermahnte ihn, seine Gesundheit zu schonen.

„Wenn bessere Zeiten kommen, Frau Brand, dann will ich alles nachholen,“ erwiderte er ihr.

Die Arbeiten am Kanal waren durch mehrere Straßen vorgeschritten; es handelte sich jetzt um Anlegung eines größeren Spülbeckens. Hierzu konnten des engen Raumes wegen nicht viele Arbeiter zugleich verwendet werden; es wurde deshalb eine kleine Zahl ausgeselbst, unter ihnen Heine. Vor einem großen, schönen Hause wurde mitten in der Straße ein kreisrunder breiter Schacht ausgegraben, der demnächst ausgemauert werden sollte. Bei dieser Arbeit war der einzelne stets auf die Hilfe seines Nebenmannes angewiesen.

Für Heine wurde dieses Werk eine Quelle fortwährender Belästigungen und Anfeindungen durch seine Genossen, unter denen zwei sich durch ihre feindselige Roheit hervorthaten. Und sie hatten hier freieres Spiel, denn ein Aufseher war bei den wenigen Leuten nicht immer anwesend.

Heines einzige Waffe gegen alle Angriffe war geduldiges Schweigen. Er wußte, daß er den Streit unter allen Umständen vermeiden mußte, wenn er nicht sofortige Entlassung genärtigen wollte, und um der Seinigen willen ertrug er jetzt alles, was man ihm anthat.

Am Montag der vierten Woche kam einer der Genossen mit einer großen Schnapsflasche zur Arbeit. Um die Frühstückszeit trat er auf Heine zu und bot ihm die Flasche.

„Ihr wißt alle, daß ich keinen Branntwein trinke,“ entgegnete Heine abwehrend.

„Du sollst aber mit uns trinken!“ rief der andere, „du bist nicht besser als wir! Trink!“

„Ich trinke nicht!“ versetzte Heine und trat zurück. Der Genosse faßte ihn hart am Arm. „Sauf!“ rief er, „oder schar dich zum Teufel!“

Heine stieß den rohen Gesellen erregt zurück. „Laßt mich!“ rief er, „oder ich zeige euch an!“

„Was? Anzeigen?“ schrie der andere, „du Lump! Du Fuchschwänzer! Da hast du was!“ Und er schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß das Blut herabließ.

Da fuhr auch dem Getroffenen der Zorn in die empörten Sinne. Er faßte die schwere Hacke, welche neben ihm stand, er schwang sie hoch zum rächenden Schläge. . . . Aber er schlug nicht zu; denn vor seiner Seele stieg ein blutendes Kinder Gesicht auf! Er ließ die Hacke sinken und trat zurück.

„Feigling, komm an!“ schrie der andere und stieß mit dem Fuße nach ihm.

Heiß durchlief es Heines Brust, und seine Arme

zuckten. Aber er warf die Hacke von sich und wandte sich ab.

Als der Bauführer kam, trat Heine auf diesen zu und bat, ihm Arbeit an einer andern Stelle zu geben.

Der Beamte sah Heines verletztes Gesicht; er stellte eine Untersuchung an, die sehr bald die Wahrheit an den Tag brachte. Der Angreifer wurde sofort entlassen.

„Es thut mir leid, daß Sie hier unter so rohe Gefellen geraten sind,“ sagte der Bauführer zu Heine.

„Gehen Sie nach Hause und kühlen Sie Ihre Backe.

Den Tag werde ich Ihnen für voll anrechnen. Morgen werde ich Ihnen andere Arbeit geben.“

Heine dankte und ging. An der Brücke am Stadtgraben stieg er die Treppe hinunter und wusch sich das Blut ab. Dann ging er langsam weiter.

Vor dem Hause traf er Frau Brand. Diese reichte ihm freundlich die Hand. „Die Gefahr ist vorüber,“ sagte sie, „Sie können Ihr Kind jetzt sehen.“

Die Knie zitterten ihm, als Heine in die Wohnstube trat. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen; auf dem Bette saß Marie, und

neben ihr ausgerichtet die kleine Emma. Als sie den Eintretenden erblickte, flog heller Freundschein über ihr blaßes Gesichtchen, sie breitete beide Arme aus. „Vater! Lieber Vater!“ rief sie.

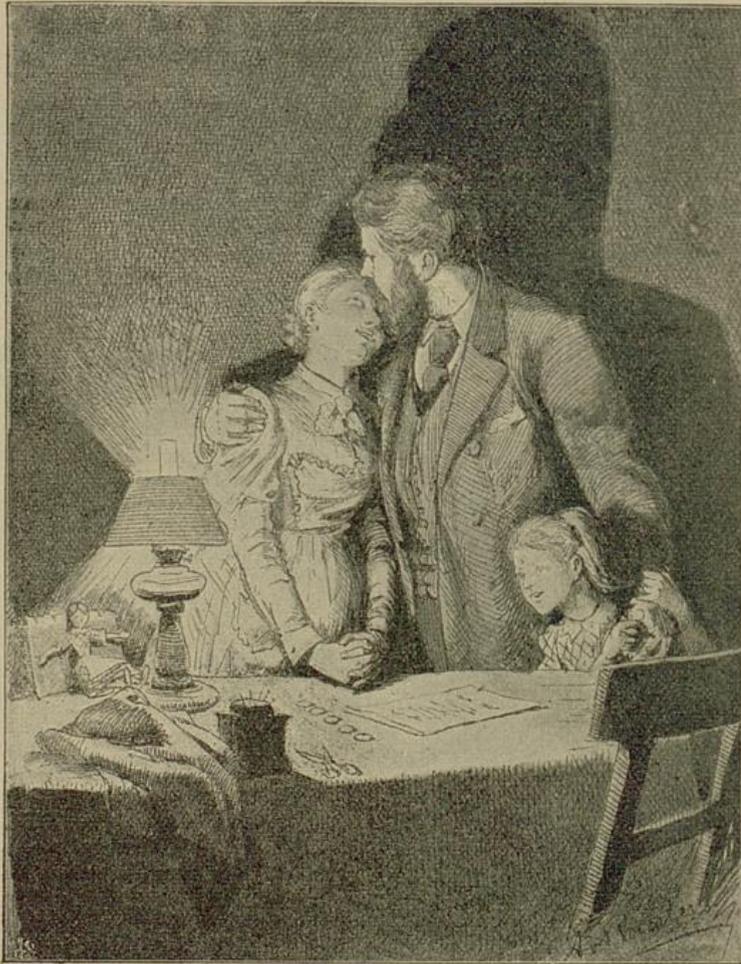
Er kniete am Bette nieder, umschlang mit seinen Armen Weib und Kind und drückte sein Gesicht in die Kissen hinein. Emma streichelte ihm mit ihren Händchen das Haar.

Er richtete sich wieder auf, er betrachtete mit leuchtenden Blicken sie beide. „Ich habe euch wieder!“

sagte er, „Gott sei Dank!“ Und er faltete die Hände. Marie zog die zerrissenen schwieligen Hände an ihr Herz und küßte unter Thränen die zerschlagene Wange.

Draußen wurde Frau Brands Stimme laut: „Bitte, kommen Sie nur, sie sind alle drin. Herr Heine, hier ist jemand!“

In die Wohnstube trat ein älterer Herr; Heine ging zu ihm. „Herr Stadtrat!“ sagte er erstaunt und schob dem Besucher einen Stuhl hin, „bitte, setzen Sie sich!“



„Ja, jetzt sind wir reiche Leute,“ sagte er, „und niemand wird uns unsern Reichtum wiedernehmen.“

„Ich komme zu Ihnen mit einem Vorschlage,“ sagte der Stadtrat. „Ich habe Sie in den letzten Tagen, ohne daß Sie es wußten, beobachtet, als Sie vor meinem Hause arbeiteten; ich kannte Sie wieder. Sie hatten ja bei mir um Arbeit gebeten. Ich sah, wie standhaft Sie die Noheiten Ihrer Genossen ertrugen. Dies wurde mir Veranlassung, mich näher nach Ihnen zu erkundigen. Über Ihre Leistungen hörte ich nur Gutes. Heute war ich Zeuge, wie Sie dem schlimmsten Angriffe gegenüber Ihren Zorn zu bemeistern wußten. Ich habe jetzt die Überzeugung gewonnen, daß das Unglück Sie

geläutert hat, daß Sie sich selbst zu bezwingen wissen, und ein solcher Mann hat hohen Wert. Mein Faktor bittet mich um seine Entlassung, er glaubt sich in einer andern Stellung zu verbessern. Wenn Sie Lust haben, will ich Sie an seine Stelle setzen.“ Er bot ihm die Hand.

„Herr Stadtrat!“ entgegnete Heine, indem er einschlug, „auf immer und ewig will ich Ihnen dafür dankbar sein!“

„Kommen Sie mit mir,“ versetzte der Stadtrat,

„wir wollen unsern Vertrag gleich aufsetzen. Morgen können Sie eintreten.“ Sie verließen zusammen das Haus.

Als sie fort waren, machte Frau Brand die Stubenthür weit auf und stellte sich mitten hinein. „Du lieber Gott, Frau Heine!“ rief sie, „jetzt können Sie aber lachen! Ich habe an der Thür gestanden und alles gehört. Es ist doch gut, daß Sie ihn nicht fortgeschickt haben. Jetzt kenne ich den Mann auch. Wirklich, ich werde ihm noch Abbitte thun müssen!“

Nach einigen Stunden kehrte Friedrich zurück. In seines Weibes Hand legte er den unterschriebenen Vertrag und einhundert Mark, welche der Stadtrat ihm als Voranschuß gezahlt hatte.

Erstaunt schaute Emma auf das Gold. „Sind wir nun reiche Leute geworden?“ fragte sie.

Der Vater küßte sein Kind, „ja, jetzt sind wir reiche Leute, und niemand wird uns unsern Reichtum wieder nehmen.“

Die Schwarzwälderuhr.

Von J. Mähly.



Macht wie eine Wälderuhr ausschaut, außen wie innen, auch nicht, wie sie allgemach entsteht unter den geschickten und fleißigen Händen — will ich, lieber Leser, dir beschreiben, so sinnreich auch die Einrichtung eines solchen Zeitmessers ist. Nur ein Geschichtlein will ich davon erzählen, wie's unlängst in der Wirklichkeit passiert ist. Du kennst ja, lieber Leser, solche Schwarzwälder von der bessern Sorte und hast gewiß schon staunend gestanden vor einem solchen Kunstwerk mit weißglänzenden Marmorsäulen oder allerlei metallenen Laub- und Blumengewinden oder gar schönen bronzenen Reiter- und Helden im Kampfe mit Löwen und Drachen, wohl verwahrt hinter einer gläsernen Umhüllung. Sie sind noch nicht aus der Mode gekommen die Wälderuhren, sondern haben ihre Reise ge-

macht um die Erde, und bis nahe an Amerikas Urwälder schlagen und ticken auch Wälderuhren, — eine weite Reise vom bescheidenen, heimeligen Schwarzwald weg! Es giebt eben überall Leute, welche sich mit dem

Einfachen begnügen müssen, oder auch gern begnügen, und eine rechtschaffene solide Wälderuhr hat denn doch auch ihre unbestreitbaren Vorteile vor ihren fürnehmeren Schwestern. Wie diejenigen, aus deren arbeitssamen Händen sie zuerst hervorgegangen sind, tragen auch sie den Reiz der Naturwüchsigkeit, sie sind nicht zimperlich und verzärtelt wie künstliche Treibhauspflanzen, sondern kernfeste Kinder der Natur, nicht empfindlich gegen jedes kühle Lüftchen, sondern abgehärtet gegen die Wechsel der Witterung, nicht launisch und grillenfängerisch, sondern beharrlich und von zähem Charakter, rotwangig auf dem Zifferblatt und gesund im Innern; ihr Puls, der Perpendikel, geht stark und vernehmlich, und ihre Stimme tönt mit frischem, fröhlichem Klange allständlich durch Stille und Geräusch hindurch. Und sie werden alt diese Kinder, sehr alt, sie gehen als Erbstück der Familie vom Großvater auf den Enkel über, und während die Lebensuhr des ersteren schon längst abgelaufen ist, — seine Wälderuhr tickt noch immer frisch und munter im Stübchen des letztern fort. Ich habe einen Mann gekannt, der hat sich vom bescheidenen Arbeiter heraufgeschwungen zum Millionär; aber in seinem Arbeitszimmer hing die alte einfache, äußerlich zwar abgeblähte, innerlich aber noch gesunde Uhr an der Wand, die nebst wenigem, ebenfalls alten und verstaubten Hausgerät, die einzige Hinterlassenschaft seines Vaters gebildet hatte. Neben ihr, zu beiden Seiten, zierten die beiden schmucklosen, von schwarzem Holz umrahmten Bilder der Eltern die rotsamtene, goldgepreßte Tapete. Aber was auf Erden am schwersten zu ertragen ist, das ist — das Glück. Jener Mann hat auch ein Beispiel zu diesem Erfahrungsstabe geliefert. Er fing nach und nach an, sich als großen Herrn zu fühlen; eine prächtige Stuckuhr prangte eines Morgens auf dem Marmortischchen gegenüber dem rotgrünen Ding da aus dem Walde, und nicht lange nachher kam die alte Margret, die Haushälterin, in die Küche mit rotgeweiteten Augen, die Wälderuhr in der Hand, und sagte zur Köchin: „Es ist aus mit meinem Dienst, ich bleib' nicht mehr im Haus. Sie, Bärbel, kann sich nur gleich auch einen andern Dienst suchen, wenn ich Ihr zu raten habe. Da schickt mich der Herr mit dem alten Möbel — wie er die Uhr nennt — weg in die Küche; ich soll ihr da einen Platz suchen. Jahrelang hat sie gehangen in seinem Zimmer, während der Herr reicher und reicher geworden und gut und freundlich gewesen ist mit uns allen, — und jetzt fängt ihn die Uhr an zu ärgern; die vornehmen Leute, die zu ihm kommen, rümpfen die Nase über das einfache Ding; ich hab's gemerkt, daß es so kommen wird, und Sie wird sehen, Bärbel, dabei bleib't's nicht, die Bilder seiner Eltern werden ihn nächstens auch ärgern und in die Küche wandern, aber ich sehe sie da nicht mehr, so viel weiß ich.“

Die alte Margret hat Wort gehalten, sie ist weggezogen aus dem Haus, wo sie viele Jahre treue Dienste geleistet hat und Zeuge gewesen ist des wachsenden Wohlstandes. Um aber zu verstehen, warum

die gute Frau so viel Interesse für die Wälderuhr und die beiden Bilder bezeugte, muß man wissen, daß sie eine gute Bekannte und Nachbarnsfrau der Eltern unseres Millionärs gewesen ist, daß sie hier aus- und eingegangen und die besagte Uhr manch Jährlein hatte gehen sehen und schlagen hören. — Also die Margret war weggezogen aus dem reichen Haus und eingezogen zu ihrer Tochter.

„Weißt du was, Mutter,“ hat diese zu ihr gesagt, „komm du zu mir, bringe du deine alten Tage bei deiner Tochter und deinen Großkindern zu; wenn du noch arbeiten willst, kannst du uns ja im Geschäfte helfen.“

Und die Mutter kam, und brachte etwas mit.

Nun ratet, was wohl?

Ihr Herr hatte ihr gestattet, irgend ein Audenten, welches sie wollte, mitzunehmen, und sie hatte um die Wälderuhr gebeten. Diese prangte nun im Schlafzimmer von Mutter und Tochter; sie lief und lief ihren gleichen regelmäßigen Gang fort, derweil ein anderes Uhrwerk, erst kaum merklich, dann aber sichtbar und rasch, abließ; ein lebendiges Uhrwerk nämlich, das man nicht dem ersten besten Uhrmacher übergeben kann. Und das Traurige war, daß ein noch junges, rüftiges Leben zur Reige ging: die Tochter, die Seele des Geschäfts, lag im Sterben. Sie stand einer ausgedehnten, sehr gesuchten Wäscherei vor, und hier lag der Keim ihres frühen Todes.

Der rasche Wechsel von kalt und warm, die Feuchtigkeit und Nässe, die beständige Zugluft hatten an ihrer Gesundheit zwar allmählich, aber mit desto sichererem Erfolg gerüttelt. Rasch zerstörte nun die Schwindsucht das junge Leben. —

Ein Winterabend ist's; es geht gegen acht Uhr, um das Sterbebett der Mutter stehen die Kinder, die beiden jüngern ohne Ahnung von dem furchtbaren Schicksal, das ihnen bevorsteht, der ältere ein Knabe von 14 Jahren, mit dem vollen Bewußtsein dessen, was er in wenigen Minuten fürs ganze Leben verlieren soll.

Und er am meisten hätte das Auge der Mutter noch nötig, auf daß es wache über ihm; er am meisten bedürfte der liebenden Mutterhand, welche ihn sorg-

lich hinweghabe über die Stricke der Verjuchung und die Neze jugendlichen Leichtsinns. Sie hat es auch schon thun müssen die gute Mutter, und reuig und zernirrscht. — denn ein gutes Herz hatte Robert — hat er stets Besserung gelobt. Aber hat er sein Versprechen auch immer gehalten? Beinahe möchte man aus seinem herzbrechenden Schluchzen und Weinen schließen, daß es neben dem Gefühl des Verlustes auch die Dornen der Reue sind, die sein Herz zerfleischen, — Reue über Augenblicke wie über Stunden und Tage des Leids, welche er über das treue Mutterherz gebracht hat.

Auch die Großmutter steht am Sterbebette, still gesäßt, — sie hat schon genug liebe Tote in ihren

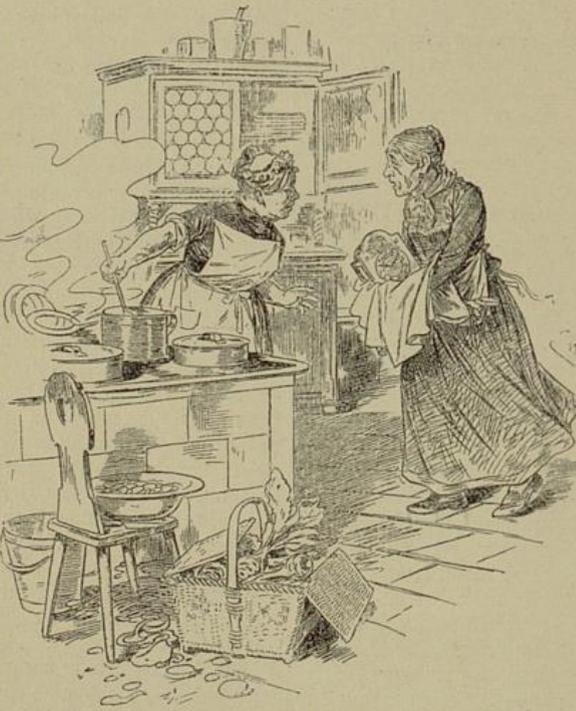
Armen gehalten; jetzt hält sie eine Sterbende, deren schon erkaltende Hand von den heißen Händen ihres ältesten Knaben gepreßt wird.

Die Kranke stöhnt, ihr Atem wird schneller und heftiger. „Sie fühlt nichts mehr,“ flüstert tröstend die Großmutter zu Robert; jetzt ein plötzlicher Ruck, der den letzten Rest von Lebenskraft zerstört, die Kranke bricht zusammen, — sie ist tot. Und eben schlägt die achte Stunde.

„Tot!“ sagt die Großmutter tonlos, „gestorben mit dem achten Stundenschlag; und die wertlose Uhr geht weiter und ich alte Frau auch!“

Und jetzt rieseln ihre Thränen unaufhaltsam. Auf Robert aber hat der Schlag der Uhr einen wunderbaren Eindruck gemacht; achtmal

hat es ihn durchzuckt wie von einem wirklichen Schlage: was ihm jetzt für immer entführt wird, seine Vergangenheit, aber auch das, was kommen wird, seine Zukunft, das Gefühl, daß in diesem Augenblick ein langer Zeitlauf abschließe, ein noch längerer beginne, — das rinnt in seinem Geist so plötzlich zusammen zu einem gewaltigen Strome der Empfindungen, der, eben geboren, mächtig dahinflutet. Solche Augenblicke sind oft entscheidend fürs ganze Leben. Vor den Augen des armen Menschenkinde, das dergleichen erlebt, zerreißt gleichsam der Vorhang, der es von seiner Zukunft trennt, und diese liegt nun vor ihm in all ihrer Ode und Traurigkeit.



„Es ist aus mit meinem Dienst, ich bleib' nicht mehr im Haus.“



Dier Jahre sind darüber hingegangen, die alte Großmutter liegt nun auch schon draußen am stillen Orte, wo nur die Trauerweiden einander zuflüstern; das Haus ist an einen andern Besitzer übergegangen. Robert hat ein kleines Stübchen bezogen, im vierten Stock eines düstern hochragenden Hauses, mit einer Aussicht nach hinten hinaus in einen Hof, wo morgens die Enten, nachts die Matten einander begegnen, und, was an leblosen Dingen vorhanden, beinah noch wertloser ist als jene leztgenannten langgeschwänzten Schrecken der Natur: verfaultes Holz, Abgang von gebrauchtem Stroh und viele andere Narritäten, mit deren Aufzählung ich dich nicht behelligen will, neugieriger Leser. Du wirst schon jetzt denken:

„Keine schöne Aussicht das!“
 Du hast recht, aber wenn nur sonst Roberts „Aussichten“ rosig sind, so hat jenes wenig zu sagen, ein bißchen unten durch in der Jugend hat noch keinem geschadet.

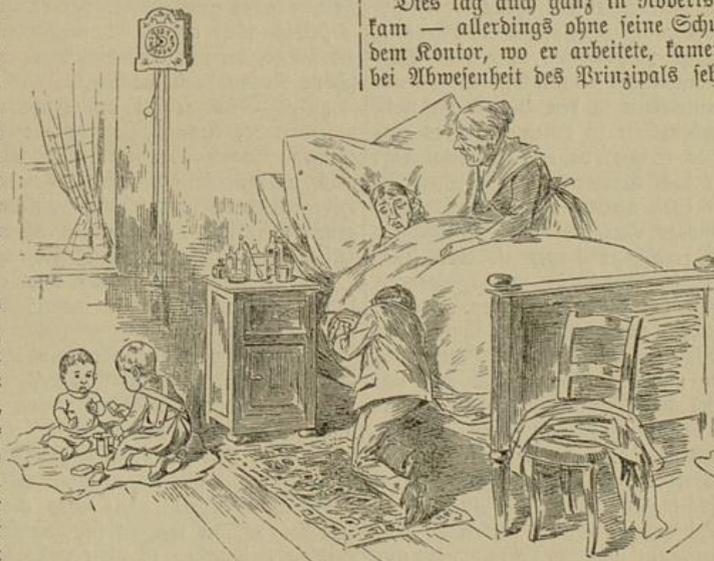
„Ein hartes Bett in jungen Tagen
 Macht später uns den Eiderdun,
 Auf dem die alten Glieder ruhn,
 Zu wonnigem Behagen.“

Der Millionär, bei welchem die Großmutter Haushälterin gewesen war, hatte der Großmutter zur Belohnung treuer Dienste im Testamente noch ein hübsches

Stümchen vermacht; Robert mit seinen beiden Geschwistern hatte alles geerbt, und die Zinsen halfen das Notdürftigste bestreiten. Auch war er als Lehrling in das Geschäft jenes Reichen eingetreten und erhielt gleich einen kleinen Wochenlohn, und als sein Herr gestorben war und dessen Vetter — Kinder hatte jener nicht hinterlassen — als Haupterbe und Prinzipal an seine Stelle trat, hatte Robert durch diese Veränderung nichts zu leiden; im Gegenteil, sein neuer Herr setzte ihm an Lohn noch etwas zu, war freundlich und aufmerksam gegen ihn, und Robert konnte merken, daß es nur an ihm selber liege, durch Fleiß und Eifer sich seine Lage nach und nach zu verbessern und später vielleicht eine ganz geachtete Stellung im Hause einzunehmen. Wenn er's nicht merkte oder merken wollte, so war es nur seine Schuld.

Aber der Jugend geht alles zu langsam; die natürliche Entwicklung der Dinge scheint ihr eine Sprigkeit zu sein; sie möchte vorwärts stürmen in Sprüngen und am Ziele schon angelangt sein, bevor sie es durch Arbeit, Anstrengung und Entsamung verdient und dem Leben abgerungen hat. Sie möchte spielend erwerben, was nur dem Ernst gebührt.

Dies lag auch ganz in Roberts Natur. Zweierlei kam — allerdings ohne seine Schuld — hinzu. Auf dem Kontor, wo er arbeitete, kamen die Angestellten bei Abwesenheit des Prinzipals sehr häufig auf die Verhältnisse des frühern Herrn zu sprechen: mit wie wenig Geld er angefangen habe; in wie kurzer Zeit er reich geworden sei und wie er sich nach seiner Rückkunft aus Amerika nur habe hinsetzen können, um als „Herr“ zu schalten und zu walten; wie so beneidenswert dies Los sei und so weiter und so weiter mit allen möglichen erbau-



„Tot!“ sagt die Großmutter tonlos, „gestorben mit dem achten Stunden Schlag.“

erbaulichen Neben- und Zwischenbemerkungen, wie sie für das Ohr eines jungen, für alle Eindrücke empfänglichen Menschen nicht immer geeignet sind.

Das zweite und Schlimmere aber war, daß Robert einen jungen Stubennachbar hatte, dessen Bekanntschaft für ihn sehr gefährlich werden sollte. Er war es, der die Eindrücke Roberts durch seine Reden steigerte, seine Einbildungskraft reizte und seinen Blick auf Gebiete hinlenkte, welche mit denjenigen eines ehrlichen Handlungsbesessenen gar nichts zu thun hatten. Er war ein talentvoller Mensch, und

der erste Keim des Bösen gedieh hier, wie so oft, in der Überfülle geistiger Begabung. Er war gleich wie Robert unbemittelt, fühlte aber einen glühenden Drang in sich, reich und angesehen zu werden. „Reich sein vor allem, das ist der Schlüssel zur Glückspforte,“ dachte er sich und sagte er auch nur zu oft zu seinem Freunde Robert.

Armer Robert, wer rettet dich aus dieser Luft, welche mit süßem Gifthauch deine Seele umspielt? Deine alte Uhr etwa, welche du aus der Erbschaft von Großmutter und Mutter mitgenommen hast in deine neue Wohnung, schlägt dir die ans Gewissen? Aber du thust ja gar nichts Schlimmes. Ist es denn nicht erlaubt, auf ehrliche Weise und in möglichst kurzer Zeit reich zu werden? Das Hoffnungs- und Wunderland Amerika wirbelt unserm Robert im Kopfe herum, Tag und Nacht.

„Wär' ich, wären wir beide nur erst dort,“ denkt er, „das übrige sollte sich bald finden.“ Schon ist, in stillschweigender Übereinkunft, zwischen beiden ein Bund geschlossen: miteinander und füreinander in allem! Und sobald's die Umstände erlauben — fort nach dem Westen! Natürlich auf ehrlichem Wege! Robert hat auf dem Kontor noch einen zweiten Freund, den er ebenfalls gern „beglücken“ und zum Teilnehmer an der Genossenschaft machen wollte. Warum soll er ihn nicht einweihen in den Plan? Er weiß sich selber keine Rechenschaft zu geben, aber er empfindet eine geheime Scheu davor. Merkwürdig! Sein Vorhaben ist doch durchaus ehrlich, seine Absicht geht nicht im entferntesten darauf aus, durch Um- und Schleichwege oder gar auf schlüpfrigem Wege das Ziel zu erreichen; ferner ist eben jener Kontorfreund eine treue, liebe Seele, welche Zutrauen verdient und wert ist, „glücklich“ zu werden. Früher, bevor der Stubenmachbar eingezogen, hatte ihm Robert so manches kleine Kreuz, manche Nadelstiche seines Lebens, aber auch manchen Sonnenblick desselben vertraut und sich durch volle Gegenseitigkeit belohnt gesehen. Warum stockt er denn jetzt, in einer so wichtigen Sache? Fürchtet er etwa, sein alter Freund möchte in der Emsalt seines Herzens gar Zweifel hegen an der unbedingten Lauterkeit seines, ihres Planes? Unmöglich! Aber — aha! jetzt weiß er's! Sein neuer Freund raunt ihm ins Ohr: „Sag nur dem langweiligen Tintenkleckser nichts! Er würde uns doch nicht verstehen!“ Und der neue Freund hat entschieden recht; „der ehrliche einfache Kontorfreund wird nie eine Rolle im Leben spielen; er ist dazu bestimmt und geboren, im Schweiß seines Angesichts für andere zu arbeiten, leuchtend und schwitzend durchs Leben zu wandeln, froh, daß er ohne Schulden sich durchschlagen kann. Punktum! so ist es. Wir zwei“ — man sieht, die beiden neuen Freunde denken auch schon füreinander — „wir zwei sind für höhere Dinge bestimmt.“

* * *



Amerika, du hast es besser,
hast keine Burgen, keine
Schlösser.
G 3 4 e.

Amerika! Amerika! „Wie viel kostet's denn hinüber?“ So denkt man erst leise, hernach laut, daß es der andere hört und Antwort geben muß. „Immerhin einige hundert Franken und — weg mit den Segelschiffen! Da dauert's eine Ewigkeit, bis man drüben ist. Freilich, auf dem Dampfschiff, da kostet's mehr, da läuft's in die Tausende . . . und bis die zusammengescharrt sind, — wer will's so lange aushalten?“

Aber Robert hat ja Geld auf Zinsen, das er von der Großmutter geerbt hat. Das weiß der neue Freund ganz gut, und so rät er ihm, es zu erheben. „Was fällt dir ein?“ entgegnet Robert, „mein Vormund, der mich ohnedies knapp genug hält, würde schöne Augen dazu machen.“

„Das Geld gehört am Ende aber doch dir,“ murmelt der Freund, sagt aber nichts mehr. Nach einigen Tagen aber meint er wieder: „Apropos! was unser Geld betrifft“ — merke, Leser, diesen Hitzegrad der Freundschaft: auch das Geld ist schon gemeinschaftlich! — „Könntest du bei niemand Geld geliehen bekommen auf jenes Unterpfand?“

Robert stutzt ein wenig und erwidert: „Dazu bedarf es der Vollmacht meines Vormundes, und der . . .“

„Mit deinem ewigen Vormund!“ wirft der andere mißmutig hin. „Nimm ihn doch gleich als Gepäck mit! Er muß ja bezahlen, wenn wir einmal fort sind. Für Geldschulden, welche du gemacht hast, muß doch dein Geld herhalten, — aber ich will dich durchaus nicht überreden, wenn du Skrupeln hast.“

Es giebt Worte, ganz leicht oder auch absichtlich hingeworfen, die wühlen sich wie Schlangen in unser Gehirn und lassen es nicht mehr los; immer tiefer dringen, immer zäher haften sie, bis wir ihre Opfer werden. So ging es auch Robert mit jenem Worte des Freundes: „Er muß ja bezahlen.“

Er wunderte sich nur, daß er nicht früher und von selbst auf diesen einfachen Gedanken verfallen war, der ja mit einemmal eine Lösung brachte. Nichts geht über einen guten Freund und über einen guten Rat. Wer das Geld lieh, das konnte ziemlich einerlei sein; er erhielt es ja unfehlbar wieder zurück, und am Ende brauchte dieser Jemand, der so freundlich war, sein Geld zu leihen . . . Ich weiß nicht, ob du erräthst, lieber Leser, welcher gefährliche Schluß sich ins Gehirn Roberts einschlich, so daß

er ihn nicht auszudenken wagte und er selbst einen Augenblick davor zurückschreckte.

Er war auf der Stufenleiter seines Denkens bis zu einem Punkte gekommen, wo die Selbstsucht unsern Verstand fesselt und ihn in ihren Dienst zwingt, wo er zu dem Unerlaubtesten und Sündhaftesten sagen muß: „Es ist erlaubt.“ Jeder schlechte Gedanke spreizt sich da im Gewande der Unschuld. Derjenige Roberts, den ihm sein böser Geist eingab, lautete: „Jener Jemand, der mir das Geld vorstreckt, braucht es ja nicht einmal zu wissen.“ — Natürlich, sonst könnt' er ihm's ja rundweg abschlagen. — Wenn ich aber von jemand Geld in Händen habe, der nichts davon weiß, so lautet für diese That der gute, ehrliche deutsche Ausdruck *stehlen*, und der sie begeht, heißt ein *Dieb*. Punktum!

Dieser Gedanke sumimte wie eine schwarze Fliege in Roberts' Hirn, Tag und Nacht, ohne daß er ihn wegzuschrecken vermochte. Er wollte sich's nicht gestehen, daß er ihn belästigte und peinigte. „Thörichte Grille!“ so lachte er; aber die Grille war hartnäckig, siekehrte immer wieder, wenn er sie verschleucht glaubte, und doch gab sich Robert alle erdenkliche Mühe, sich täglich mehr in der Kunst jenes so vorteilhaften, bequemen Denkens, welches mit allen möglichen Fragen, nur nicht mit den höchst lästigen der Pflicht und des Gewissens rechnet, zu vervollkommen. Was er selber nicht vermochte, das erbot sich der neue Freund auf seine eigenen Schultern zu nehmen. Welch rührende Großmut und Opferwilligkeit! Er ließ wirklich Winke und Worte dieses Inhalts wiederholt fallen, bis endlich der unselige Gedanke von aller Bedenklichkeit und kindischen Einfalt frei war. Es handelte sich jetzt nur noch um die Kleinigkeit des „Wie“?

Aber auch das findet sich immer bei so „geschickten“ Naturen. „Habt ihr auf eurem Kontor auch von den neumodischen Schlössern für die große Kasse?“ warf der Freund einst abends so hin, als er sich aus Roberts' Stübchen eben entfernen wollte.

„Noch nicht,“ antwortete Robert, „aber unser Prinzipal geht mit dem Gedanken um. Einstweilen haben wir ein wahres Ungetüm von einem Schlüssel.“ „Wir?“ lächelte der Freund, „doch wohl der Kassier und nicht ihr alle!“

„Wir wissen aber doch, wo der Schlüssel ist, wenn der Kassier nicht anwesend ist, und wo er die Nacht über aufbewahrt wird.“

„Wirklich? Das ist viel. Euer Prinzipal muß großes Zutrauen zu seinen Leuten haben. Gute Nacht.“ — Ja, und gute Nacht Pflicht, Tugend, gute Nacht ihr Erinnerungen alle an die rechtschaffene Mutter, ihr Vorsätze am Sterbette, — ihr seid müde und matt und wollt schlafen gehen. Gute Nacht! — —

Alles ist nun verabredet, sogar der Tag der Abreise — oder vielmehr die Nacht, denn bei einer solchen Reise, die mehr oder weniger „*inognito*“ stattfindet, fährt sich's doch leichter und unangefochtener unter den Fittichen der Nacht als im hellen

Sonnenlichte. Punkt sieben Uhr verläßt Robert das Kontor; er geht nach Hause und schreibt dort noch zwei Briefe, den einen an seinen Prinzipal, den andern an seinen alten Kontorfreund. In dem ersteren dankt er für empfangene Wohlthaten und bedauert nur, daß ihn ein „unüberwindlicher Drang nach der Ferne“ nicht mehr rasten und ruhen lasse und es ihm unmöglich mache, in seiner jetzigen „sonst so angenehmen Stellung“ zu verbleiben — und was dergleichen Phrasen, ein Gewebe von Wahrheit und Dichtung, von Sein und Schein, mehr sind, wie es leider Mode geworden ist im Briesschreiben selbst der wahrheitsliebendsten Leute. Am Ende des Briefes bittet er sehr „um Entschuldigung“, daß ihm „die Umstände einerseits und der strenge Vormund anderseits“ die „unangenehme“ Nothwendigkeit auferlegen, zum Behuf der Reise einen „kleinen Vorschuß“ aus der großen Kasse zu entnehmen, welchen „ja der Vormund sofort auf dieses schriftliche Zeugnis“, die Summe war genannt, zurückbezahlen werde. — Der andere Brief dagegen enthielt einige Worte des Abschieds und ein Vermächtnis. Robert wollte dem alten Freund gern ein Andenken hinterlassen, und bestimmte ihm dazu seine Wälderuhr, die er denn doch trotz des neumodischen Gepräges seiner Gedanken gern in guten Händen gewußt hätte, und hier war sie es. Er wickelte sie in ein Tuch, und mit der Absicht, beide Briefe samt der Uhr auf dem Kontor zurückzulassen, verließ der „Europamüde“ seine Wohnung.

Wir dürfen nicht verhehlen, daß Robert mit seiner Uhr noch einen zweiten Zweck verband. Im Fall er nämlich auf dem Kontor, wo er noch die „Kleinigkeit“ vorzunehmen hatte, überrascht werden sollte — was immerhin und bei aller „Ehrlichkeit“ seiner Grundsätze doch unangenehm gewesen wäre —, so hätte er vorgegeben, er habe sämtlichen Insassen dieser Räumlichkeit morgen eine Überraschung bereiten wollen, bestehend in der Stiftung dieser Uhr, da sich keine im Lokal befände.

In großer Verlegenheit eine kleine Lüge — wer wird das übel nehmen? — Im Hausflur war's still, im Kontor war's still, nirgends ein Laut als — Roberts' Herzklopfen, das allerdings so stark war wie bei einem, der eine recht schlechte That begehen will. Und das war ja doch bei Robert nicht der Fall, er wollte ja nur . . .

Glaub, lieber Leser, wenn er sich nicht vor seinem Freunde geschämt hätte, so hätte er dieses Pochen nehmen müssen für das, was es in Wirklichkeit war — für ein Abmahnen des Gewissens vom Verbrechen.

Er hatte sein Feuerzeug mitgebracht und machte damit Licht. Gerade über der Kasse war ein Nagel in der Wand, wo der Kassier für gewöhnlich seinen Rock aufzuhängen pflegte; jetzt packte der Nagel vorzüglich für die Uhr und — da hing sie schon. Aber nun der schwere Schlüssel! Der hing am Rücken der Kasse gegen die Wand zu. War er wirklich so schwer? Oder war Robert — gegen die Gewohnheit seines Alters — so schwach, daß derselbe in seiner Hand

zitterte und zugleich auf seiner Stirn kalte Schweißtropfen standen? Jetzt, endlich, steckt der Schlüssel im Schloß und das Geräusch kommt Robert — er weiß nicht warum — ganz gräßlich vor, als säße er im Gefängnis, des Urteils gewärtig, und als kuarre die Thür desselben Er muß einen Augenblick ausruhen und Atem schöpfen, bevor er den entscheidenden Ruck thut, der ihm die Kasse öffnet. Da, wie er sich anschickt, thut durch die Stille hindurch plötzlich die Uhr über ihm, seine eigene Uhr — einen Schlag und noch einen — Robert bebt zurück — er zählt und zählt, die Schläge sind stark und wuchtig, wie damals, als sie ihm beim Tode seiner Mutter ins Ohr geklungen! Acht Uhr hat

es geschlagen, genau wie damals; und wieder erhebt sich, wie damals, siegreich der gute Geist über die dunklen Mächte, und dieser gute Geist und der seiner Mutter war eins. Robert sieht sie, wie damals auf ihrem Sterbebette, die Farbe des Todes im Angesicht, aber diesmal mit strafendem Auge auf ihm ruhend und mit erhobenem Finger ihn warnend vor einer bösen That; dann wendet sie schmerz erfüllt ihr Angesicht von ihm — dem Verlorenen.

„Nein!“ ruft Robert jetzt von der Erinnerung übermannt, laut und wirklich, „nein, Mutter, du sollst dich nicht grämen über deinen Sohn!“ — Und heraus reißt er den Schlüssel und wirft ihn auf den Boden, daß es dröhnt, und fällt auf die Knie und bricht in Schluchzen aus.

Das ganze Gewicht seiner Schuld lastet jetzt auf ihm und will ihn niederdrücken; jetzt läßt sich sein Verstand nicht mehr ein auf Kunststücke und Trugschlüsse, die ihm seine Unschuld beweisen sollten; wie Seifenblasen verpuffen jetzt jene schön schillernden Gedankenbilder, und die Tiefen seiner Seele spiegeln ihm jetzt auf unverfälschtem Grunde seine wahre Gestalt. Aus diesen klaren, von den acht Zauberschlägen der Uhr plötzlich erschlossenen Tiefen taucht in diesem Augenblick kein unzeitiger Wunsch auf, keine Be-

gierde nach Glanz und Reichtum, kein falscher Freund mit verlockendem Winken, sondern er allein und seiner Mutter Geist halten Zwiegespräch, und er bekennt ihr zerknirscht und rückhaltlos seine Schuld.

Indessen ist jemand draußen durch den Flur getreten, und von einem plötzlichen Schall im Kontor und darauf folgendes Schluchzen aufmerksam gemacht, leise eingetreten, um Zeuge von Roberts Thun zu sein. Der Herr Prinzipal selber! Er ahnt mit richtigem Gefühle, was geschehen, und stört den Neuen nicht in seiner Seelenbeichte. Und als dieser endlich sich erhebt und seinen Herrn gewahrt, da erschrickt er zwar, aber nur einen Augenblick — denn was soll er fürchten? Das Schwerste hat er überwunden,

das Geständnis an sich selbst, daß er schuldig war und auf dem Punkte stand, ein Verbrecher zu werden; das Geständnis an einen zweiten fällt ihm nun nicht mehr schwer: die Sonne der Wahrheit, einmal aufgegangen, durchbricht mit siegender Kraft alles Gewölk des Truges und der Verstellung!

Der Herr führt Robert hinauf in sein Zimmer und heißt ihn sich setzen. Er ist mild und freundlich zu ihm, hat er doch einen Blick gethan in ein Menschenherz und ist Zeuge gewesen von Roberts Reue. So heißt er ihn Mut fassen und sein Herz ihm öffnen. Den Brief



Da thut durch die Stille hindurch plötzlich die Uhr über ihm einen Schlag und noch einen Roberts an ihn erbittet er sich jetzt; er ließt ihn langsam, bedächtig, und am Ende sagt er zu ihm: „Du dankst mir für das, was ich bisher an dir gethan habe; das ist schön, wenn es ernst gemeint ist; ich will trachten, daß du es in Zukunft im Ernste sagen kannst, trachte du darnach, daß ich es gern thue. Freilich deinen Drang nach Amerika kann ich vorderhand nicht befriedigen; dafür bist du noch zu wenig gereift, das Leben dort drüben verlangt einen ganzen Mann. Du hast also einstweilen auf meinem Kontor zu verbleiben; später, wenn deine Sehnsucht noch nicht geheilt ist, kann ich dir vielleicht die Mittel verschaffen, dein Glück da drüben zu versuchen. Damit du aber, so lange du in Europa weilst, an meinem Hause und Geschäfte

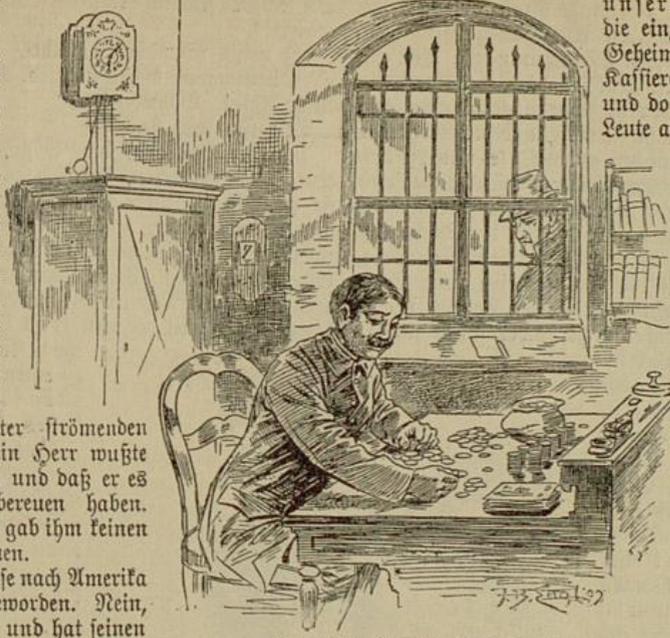
dauerndes Interesse nimmst, wird es besser sein, du ziehst hierher zu mir; ich werde ein Zimmer für dich herrichten lassen, und du wirst an unserm Tische essen; dein Vormund wird, so dem ich, gegen diese Neuerung nichts einzuwenden haben, — hast du es vielleicht?

Du kannst dir denken, lieber Leser, daß unser Freund Robert gegen diesen großmütigen Vorschlag nichts einzuwenden hatte, als höchstens das, daß er dieses Glück nicht verdiene, und das sagte er auch unter strömenden Thränen. Aber sein Herr wußte wohl, was er that, und daß er es nicht werde zu bereuen haben. Und wirklich Robert gab ihm keinen Anlaß, es zu bereuen.

Aus Roberts Reise nach Amerika ist niemals etwas geworden. Nein, er blieb, wo er war, und hat seinen neuen Freund nie wieder gesehen. Wer aber einige Jahre darauf am Kontor vorbeigegangen wäre und einen Augenblick durchs Fenster geschaut hätte, der würde die große Kasse noch immer

an derselben Stelle gesehen, den Rest des Kassierers dagegen am Nagel drüber vergeblich gesucht haben, denn da hing und ging seit jener Nacht unsere Wälderuhr, — die einzige Mitwiserin des Geheimnisses; freilich der Kassierer weiß auch darum, und doch wissen's nicht mehr Leute als früher. Das Rätsel ist bald gelöst: Robert selber ist Kassenverwalter geworden, dort zählt er eben ganze Haufen Goldes; er wohnt immer noch bei seinem Herrn, und wenn dieser abwesend ist, so ist „Herr Robert“ die erste Person im Hause. Weißt du aber, wohin er den ersten Blick richtet, wenn er ins Kontor tritt? Ein Blick voller Andacht, der ihm jedesmal wieder ernste Erinnerungen, aber zugleich auch das

süße Gefühl treuer Pflichterfüllung erweckt? Weißt du's? Auf die alte Wälderuhr. Sie war und bleibt sein Gewissen.



Dort zählt er eben ganze Haufen Goldes.



Dem Bägli und seinem Herrgöttli.

Die Müllerkätthri war bis zum vierzigsten Jahre eine leibhaftige Jungfer geblieben, aber nicht etwa aus religiösen Gründen. Nein, die Gründe waren oberflächlicher Art. Zum ersten waren ihre grauen, stechenden Augen, ihre

gelbe Haut und ihr klapperiges Gestell von keiner großen Anziehungskraft für die heiratlustige Männerwelt gewesen; eine Festung aber, die niemals gestürmt wird, hat sich gut halten. Zum zweiten aber hing ihr Herz mehr an materiellen als an idealen Gütern. Der Vermehrung ihres Geldes war all ihr Sinnen und Denken gewidmet, und so wollte sie die gute Stelle, die sie seit zwanzig Jahren bei zwei reichen, alten und kinderlosen Leuten innehatte, nicht aufgeben; es war ihr da zu

gute Gelegenheit zum Zusammenscharren geboten. Sie hatte ihr Schäfchen schon so ziemlich ins Trockene gebracht und kannte kein größeres Vergnügen, als an Sonntagnachmittagen in ihrem Sparkassenbuche mit funkelnden Augen und klopfendem Herzen auf die vielstelligen Zahlen zu schauen. Dieses Buch war ihr Gebetbuch, das Hineinschauen war ihr Gottesdienst.

Nun aber war der alte Herr in einer Nacht gestorben und die Frau, welche fünfunddreißig Jahre in Liebe, Frieden und Eintracht mit ihm gelebt hatte, verlor nach seinem Ableben den Appetit, den Mut und alles, legte sich auch hin und vierzehn Tage später wurde sie neben den Mann gebettet, der ihrer Jugend Stolz und Freude, ihres Alters Trost und Stütze gewesen war.

Wenn nun jemand meint, die Müllerkätthri sei durch das Hinscheiden der beiden alten Leute besonders in Trauer gekommen, da sie ihnen ja alles verdankte, dann irrt er sich sehr und kennt die Müllerkätthri nicht. Einen Schmerz hatte sie allerdings, aber der galt nur der Einbuße an Geld, die ihr in naher Aussicht stand; denn die Herrschaft hatte, wie sich's gebührt, die nächsten Verwandten zu Universalerben eingesetzt. Gegen diese aber war Kätthri immer so grob und brutal gewesen, daß ihr Gewissen die Hoffnung, sie würde

auch bei der neuen Herrschaft bleiben dürfen, nicht aufkommen ließ.

Darin hatte sie sich nicht geirrt. Die neue Herrschaft zog ein, und die junge Frau eröffnete der „Katharina“, daß sie schon eine Haushälterin habe, die sie ihrer zehnjährigen Dienstzeit wegen nicht entlassen könne, und sie so genötigt wäre, der Katharina zu kündigen. Sie thue es zwar ungern, aber zwei Haushälterinnen brauche sie nicht, und der Katharina, die sich so verdient um den guten Dinkel und die liebe Tante gemacht habe, einen minderen Dienst anzubieten, — nein, das wage sie nicht; es käme ja einer Beleidigung gleich. Mit dem Ausziehen brauche sie nicht zu pressieren; sie habe Platz, so lange sie wolle; wenigstens müßte sie dableiben, bis sie eine neue Stelle gefunden habe, was einer so tüchtigen Person, wie die Katharina eine sei, sicher nicht schwer fallen werde.

Das war eine verzuckerte Bille, aber doch wollte sie der „Katharina“ nicht schmecken.

„I dank für d'r guet Wille,“ sagte sie, „aber i will nit lästig falle. Gottlob han i so viel, aß i au acht Tag ohni Stell cha lebe. Hüt no pad i mini Koffer. Unverhofft chunn'ts mer so nit; denn i henn mi us und weiß: Undank isch d'r Welt Lohn.“

Nachmittags kamen zwei Dienstmänner und holten der Käthri ihre vollgestopften Koffer ab. Die Käthri hat e, als sie zum Fortgehen gerüstet war, ein schwarzseidenes, rauschendes Kleid an und auf dem Kopfe einen weit vorn hinauspringenden schwarzen Strohhut, den die Modistin, dem gediegenen Geschmack der Käthri entsprechend, mit wallenden Federn und fliegenden Bändern verziert hatte. Die Hände waren in feinste Glacéhandschuhe eingehüllt und umfaßten einen seidernen Schirm, mit dem sie tändelte, wie die Soldaten mit ihrem Rohrstöckchen, wenn sie in Urlaub kommen.

Weniger, um dem Drange des Herzens oder den Anforderungen des Anstandes zu folgen, als um sich bewundern zu lassen, trat sie jetzt Abschied nehmend vor die junge Frau, die aber mehr Neigung zum Bewundern als zum Bewundern hatte. Es kam ihr unbegreiflich vor, wie ein so altes, dürres Gestell noch so eitel sein könne.

Sie berührte daher die zwei hingehaltenen Finger nur schwach, indem sie sagte: „Also Sie wollen wirklich fort, Katharina? Es thut mir wirklich leid, daß Sie von meinem Anerbieten, welches Ihnen beliebigen Aufenthalt im Hause hier gewährte, keinen Gebrauch

machen wollen. Indessen, zwingen kann man niemand, und so kann ich Ihnen nur meine besten Glückwünsche mitgeben. Leben Sie wohl, Katharina, und wenn Sie einmal jemand brauchen, dann kommen Sie ungeniert!“

„I hoff's nit,“ sagte Käthri, „doch i mueß geh. D' Dienstmanne warte und jedi Minute hostet Geld. Also, Adje! B'hüet Gott!“

Draußen war sie.

Von der Barbara, der Köchin, und dem Babeli, dem Zimmermädchen, Abschied zu nehmen, das hatte sie unter ihrer Würde gehalten, und wegen der tyrannischen Behandlung, welche sie denselben bisher hatte zuteil werden lassen, konnte sie beim Abschiede auch nur Schadenfreude von ihnen erwarten. Zudem hatte sie auch Ärger und Neid auf die Mädchen, weil sie bleiben konnten und weil die verstorbene Frau ihnen auch von ihren Kleidern vermacht, die zu erben die Käthri sich doch allein für berechtigt gehalten hatte.

Das konnte sie den Mädchen, obwohl dieselben unschuldig daran waren, nicht verzeihen — und auch der Frau nicht. „Und wenn si z'unterst im Fegfür brotet, i bett kei Vaterunser für si; nai, mi Seel, i thue's nit,“ sagte Käthri, „e so-n e alt Mensch eim no so uf d' Site stelle!“

II.

In dem der Stadt so nahe gelegenen Dori Fristingen hat die Einwohnerzahl in den letzten zehn Jahren ungeniein zugenommen. Der ehemals kleine, unbedeutende Ort ist, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Bedeutung nach zur Stadt emporgestiegen.

Handelscommis, Handwerker, Fabrikarbeiter und andere sind der billigeren Miete wegen da hinausgezogen, und so kommt es, daß heute auf Geländen, wo noch vor wenigen Jahren die Sense in der kräftigen Hand des Mähers blühte, ganze Reihen von Miehäusern stehen. Der Zuzug so vieler Esser und Verzehrter machte wieder den Zuzug vieler Ernährer notwendig: Bäcker, Mehger, Wirte, Krämer u. s. w. fanden da ihr befriedigendes Auskommen.

In Fristingen treffen wir bald auch die Müllerkäthri. Eine schwarze Tafel mit ihrem Namen belehrt uns, daß sie mit Kaffee, Liqueur, gedörrten Zwiebacken und selbstgemachten Zwiebelwäßen handelt. Ihr spekulativer Geist hatte sich dabei nicht verrechnet. Von morgens früh bis abends spät hatte sie ihr Hüttle voller Leute, Männle und Weible. Denn wenn die Töchter Ewas auch den Lockungen der Wein- und Bier-



Nachmittags kamen zwei Dienstmänner und holten der Käthri ihre vollgestopften Koffer ab.

häuser widerstehen, vor Kaffee, Liqueur und gar noch „selbstgemachten Zwiebelwäihen“ giebt es kein Ausweichen. Diese Dinge sind denn doch zu gut, zu süß und zu duftend.

Was also die Rentabilität des Geschäftes anlangte, konnte sich Käthri nicht beklagen. Hingegen hatte sie viele Unannehmlichkeiten und mancherlei Verdruß; die „Mannvölscher“ erlaubten sich der Käthri gegenüber allerlei Anzüglichkeiten und scheuten sich nicht, ihre gelbe Haut, ihre Fangzähne und ihr klappriges Gestell einer schonungslosen Kritik zu unterziehen.

Das verdroß die Käthri sehr, und seit der Wälbertoneli, ein liebedlicher Lustibüs, ihr vor allen Gästen einen Kuß gegeben, aber, von den Stacheln ihres Schnurrbärtchens gestochen, entsetzt zurückgefahren war, — seither hatte sie bei Tag und Nacht nur einen Wunsch: „'s mueß e Ma her, aß es Drnig git in dem Hus. Däwäg chöm i um Ehr und guete Namme. Die Kerli henn eifach kei Reschpekt voreme Wiber-völsch. Isch e Ma do, waiht en andere Wind, für sell bin i guet!“

Also, „'s mueß e Ma her!“

Einen solchen zu bekommen, schien der Käthri sehr leicht. Sie glaubte, nur ihre zehn knöchigen Finger ausstrecken zu dürfen, um an jedem wenigstens fünf Heiratskandidaten hängen zu sehen; denn sie hielt von sich sehr große Stücke und glaubte, daß mindestens zehn Stunden in der Runde keine Perle ihres Wertes mehr zu treffen sei. Das war nun freilich wahr, wenn auch nicht nach ihrem Gedankengang.

Anfangs warf die Käthri ihre Netze nach den bessergestellten Herren aus. Als sie aber sah, daß ihr von dieser Seite nur Spott und Hohn wurde, zeigte sie sich bescheidener und wollte nun einen Handwerksmann der Ehre würdigen, ihr Gemahl zu werden.

Mit süßem Lächeln, mit würzigem Liqueur, Kaffee, Gugelhupf und Wäihen versuchte sie ihr Glück bei diesem und jenem. Aber die Kerls ließen sich diese Sachen gut schmecken und rühmten alles über die Maßen. Waren sie aber satt, dann pußten sie den Schnurrbart, bedankten sich schönstens und gingen heim, — vom Heiraten war keine Sprache.

„Was sinn au des für Malefizchaibe, für verreckte!“ fluchte nach ihrem Weggang die Käthri, „fressen und luse, sell chönne si; aber aß ein Ernst mache thät, nai, sell isch nit wöhr. 's sinn halt e so Loßi, wo kei Verstand henn. Sie wenn nur e so glatti, g'schlekti Schnudernase, wo nit chönne, wo nit henn und wo nit sinn. Aber i slattier dene Chaibe jekt nimmi lang. Wenn sie nit wenn, so henn si g'ha!“ sagte sie erboßt. „I loß es eifach ins Blatt irucke, derno han i gli ein, jo das han i!“ —

Sie rückt's also ins Blatt und hängt als Köder an den Angel ihrer Heiratsofferte ihre zehntausend Mark Vermögen und ihr gutgehendes Geschäft. Von ihren persönlichen Eigenschaften aber läßt sie fürsichtigerweise nichts eivrücken; denn sie selbst kann mit dem besten Willen nicht sagen, daß sie schön ist; das Gegenteil aber wollte sie sich und anderen nicht gestehen.

Zehntausend Mark sind eine schöne Mitgift, aber wenn man sie mit einer „Müllerkäthri“ in Kauf nehmen soll, dann verlieren sie Glanz und Klang. Auf die in das Blatt „ingeruckte“ Offerte kamen zwar der Herren viele auf Brautschau. Nachdem sie aber der Käthri ihre stechenden Augen, ihre malayengelbe Haut und ihre Fangzähne gesehen hatten, da zündeten sie gewöhnlich eine Cigarre an und gingen mit Dampf ab, mit der Versicherung natürlich, bald wieder zu kommen, aber sehen ließ sich keiner mehr.

Dafür aber hatte sich die Käthri den Übernamen „Ewige Hochzeiterin“ zugezogen. Der ganze Ort hatte sein Gaudium mit ihr; selbst kleine Buben uzten und foppten sie. Gar oft, wenn sie mit den Händen im Wäihenteig war, also, daß sie nicht gut abkommen konnte, dann ging unversehens die Thüre auf und irgend ein Lausbub schrie hinein: „Käthri, jek weiß i ein!“

Den Zorn der Käthri bei solchen Anlässen zu beschreiben, ist rein unmöglich, aber daß ihre Augen in allen Farben schillerten und die gelbe Haut gar grün-gelb wurde, wird jeder glauben und begreifen.

Ganz aus Rand und Band brachte sie aber der Stocki, ein kleiner, schmutziger Viehtreiber, der schon zehn Jahre in keinem Bett geschlafen hatte und seinen Lebenszweck im Schnapstrinken sah, wie auch seine blaurot angelaufene Nase bewies. Dieser Stocki kommt eines Tages, nicht, um sie zu ärgern, sondern in allem Ernst und sagt: „Käthri, i ha g'hört, Ihr sueche scho lang e Ma und finde kein. Grad so goht's mir. I hätt au scho lang gern e Frau und krieg keini. Wie isch's, wie wemmer's mitenander ha? Derno isch beide Teile g'holse!“

Das war selbst für unsre Käthri, die den Spott gewohnt war, doch zu viel. Der Wäihenteig, in dem sie gerade knetet, hält sie diesmal nicht ab. Wie eine Furie fuhr sie auf den armen Stocki los und schlug ihm die Hände ins Gesicht, daß Mund und Augen- deckel von dem Wäihenteig zusammenpappten. Dann drang sie mit dem Feuer eines spießbewehrten mittelalterlichen Landsknechtes mit dem Beienstiel auf ihn ein und bearbeitete seinen Rücken, als ob er nicht der Stocki, sondern ein auf die Fastenzeit reichzuklopfender Stockfisch wäre.

„So, jek wird dir g'holse si, du Lump, du lieberige,“ schrie Käthri, indem sie dem Stocki noch einen kräftigen Stoß gab, daß er quietschend vor die Thüre flog.

Der Stocki stand auf, so gut es sein gebleuter Rücken zuließ, und ging, indem er sich den Teig aus Mund und Augen rieb, mit dem Gefühl eines begossenen Pudels von dannen: „Das isch jo nit nur e Chorh, nai, nai, das sinn jo Prügel gli, und was für Prügel! E Regimentsprosoß chönnt's nit besser. I bi numme froh, aß das Tier mi nit hett wölle. Bi dere wär's kei Schleck. Me chöm Prügel über und wenig 'esse!“

Also der Stocki steht auf und geht wieder, obwohl er der unterliegende Teil war. Die Käthri aber, die Siegerin im Kaffeehaus, sinkt auf einen Sessel nieder, hält die Hände vor die Augen, seufzt und schreit:

„Aber nai au, die Schand, die Blamaschi! Jetzt mueß e Ma her, wo Ormig macht und das Lumpekor in Reschpekt stellt; e Ma mueß her und wenn i ein mueß hole im Mohreland!“

„Aber au, Bäsli, was henn au Zhr, wo fehlt's au Euch, aß Zhr so schräkli grine?“ Also ließ sich die eben eingetretene Eiermariann, eine rothaarige widerwärtige Person, anscheinend teilnahmsvoll vernehmen. „Henn sie Euch wieder z'leid g'lebt, die Chaibe, die liederige, lustige?“ (Im Fluchen waren Eiermariann und Käthri einander ebenbürtig.) „Sinn z'friede, Bäsli, i bring e Neuigkeit, sie wird Euch tröste. Endlich han i eine g'funde, wo für Euch paßt und wo-n Euch will, en ältere, aber no e nette, brave Wittlig, sis Reiches e Spengler. Wenn i en nit für Euch g'suecht hätt, mi Seel, i nöhm en selber, so g'fallt er mer!“

„O Mariann, isch's au wohr?“ fragte Bäsli, die Bornthränen von ihrem gelben Gesichte abtrocknend.

„Isch's au wohr?“ fragte sie wiederholt. „Lueg, wenn's wohr isch, wie de saisch und d'r Ma recht isch und öbbis wird drus, mi Seel, i gieb d'r fufzig Mark. Denn die Komödie han i jetz esange satt. I möcht ball zue der Hut us oder uf d'r Sau furt vor luter Zorn und Ärger!“

„Bäsli,“ sagte Mariann halb beleidigt, „Bäsli, wie froge-n-r au! Han i Euch schon emol

ag'loge oder für e Narre g'ha? Sage, Bäsli?“

„Nai, Mariann, fällt just nit. Aber lueg, i bi jetz esange so viel g'uzt und ag'loge, aß i ball niemes meh glaube cha. Aber sitz jetz do hi, i will d'r goh e Stückli Waihe-n und e Schüsseli voll Kaffee hole,“ sagte das Bäsli, „derno verzellsch mer die Sach besser.“

„E Stückli Waihe-n und e Schüsseli Kaffee!“ Der Eiermariann lief schon das Wasser im Munde zusammen. Denn Waihe, wie sie Käthri machte, und Kaffee dazu, — „nai, das isch zue guet!“ Der Waihe-n und dem Kaffee zuliebe sagte die Eiermariann der Käthri ja auch „Bäsli“. Denn sonst hatte sie nicht die geringste Ursache dazu. Sie waren einander gerade so verwandt wie Kaß und Hund.

Also der Waihe zuliebe sagte sie auch jetzt, da Käthri den dampfenden Kaffeehasen und einen Teller mit verschiedenem Gebäck, die Waihe nicht ausgegeschlossen, vor sie hinstellte: „Aber, Bäsli, wo denke-n

au Zhr hi? Meine-n-er, i chönn so viel esse-n und trinke? Nai, Bäsli, was z'viel isch, isch z'viel! Aber es zeigt doch, aß er's ein no gunne. I cha nit bigrife, aß d' Lüt mit Euch chönn-e e so wüest si, wo doch Zhr e so brav, so guet, so tüchtig und flüzig sinn und keim Tierli nüt z'leid thüen! Nai, i cha's nit bigrife!“ —

Das Bäsli fing unter diesen Worten aufs neue zu schluchzen an. Es hatte es wie die Kinder. Je mehr man sie bedauert und bemitleidet, wenn sie über den Stuhl gefallen sind und das Näsli blutet, um so mehr schreien sie.

„O Mariann,“ schluchzte Bäsli, „du bist no der einzig Mensch, wo's guet mit mer meint und wo mi au verstoht. Jetzt verzell, wo heßch de Ma usgabet, was isch er, was triibt er und wo isch er?“

„I han Euch's so scho gsait, Bäsli: er isch sis Reiches e Spengler und wohnt in der Stadt. Er isch e brave,



Wie eine Furie fuhr sie auf den armen Stock Isch.

flüßige Ma, e Wittlig, aber no nett, so nett, aß en ich selber nöhm, wenn en Zhr nit wotte. D'sinne-n Euch nur nit z'lang, sunst chönnst en no en anderi e wägschnappe!“

„He, wer fait denn, i wöll en nit, du Narrsch,“ sagte da Käthri, „frili will en, je ehnder, je lieber. Denn däväg halt i's jetz nimmius. Mach nur, aß es vora goht. Aber sag emmel nieme nüt dervo. Du

waisch jo, wie's goht: wenn zwei z'sämme wenn, henn gli alli ihri Goßche drin und däväg chönnst er wieder rückgängig g'macht werde. Gäll, de saisch nüt dervo bi de Lüte? Versprich mer's!“ so bat Käthri ihre Freundin flehentlich.

Nachdem die Eiermariann es „heilig“ versprochen und nebenbei drei Tassen Kaffee und ebensovielle Stücke Waihen in ihren Magen praktiziert hatte, fühlte sie sich ganz wohl und, nachdem sie der Käthri noch allerlei Weisungen erteilt, ein paarmal „Vergelt's Gott für d' Ufwartig“ und etliche fünfzigmal „Bäsli“ gesagt hatte, nahm sie Abschied und sagte: „Jetzt b'hüet Gott, Bäsli! Also, 's bleibt derbi, in vierzeh Tage-n isch Hochzit!“

„Mer wenn's hoffe!“ sagte Bäsli, „aber sag emmel jo nieme-n öbbis dervo, nit, aß wenn's im Fall nüt wird drus, aß d'r Spott wieder von vorne agoht. Schand und Spott bruuchi esange keini meh. I ha

esange gnueg dervo! Abje, Mariann! Mach d' Sach recht und vergiß nit, was i d'r g'sait ha! Jetzt b'hüet Gott au!"

III.

Der versprochene Mann kam, sah und siegte, wie einst der selige Cäsar in Gallien. Auf den ersten Blick gefiel er der Käthri. „Das isch d'r Recht," sagte sie, „der und kei andere. Das isch e g'feste Ma, stellst öbbis vor und heit d' Narreschuech abg'losse.“

Und ihm gefielen die Käthri und ihr Geschäft. Er war 58 Jahre alt, ein Witmann mit allerlei trüben Erfahrungen. Seine Frau, die zehn Jahre lang blind gewesen war, hatte ihm viele Sorgen, seine ungeratenen Kinder viel Verdruß gemacht. Jetzt auf seinen Lebensabend wollte er nichts mehr von der Welt als ein sicheres, behagliches Nestchen, und dieses schien ihm die Käthri bieten zu können. Sie selbst war ihm schön genug; denn er reflektierte nicht mehr auf blaue Augen, blonde Haare und rote Wangen. War eine Frau nur fleißig und sparsam, dann getraute er sich schon, mit ihr auszukommen.

Und in dieser Beziehung befriedigte ihn Käthri. Als sie jetzt mit einem silberblinkenden Servierbrett hereintam aus der Küche und vor dem Herrn Gysi — so hieß der Bräutigam — ihre duftenden Brautweihen und den dampfenden Kaffee, dessen würziges Aroma so wohlthuend und belebend auf seine Nervenorgane wirkte, auf den Tisch niederstellte, da war es ihm gewiß, daß er bei diesem Weibe keinen Hunger würde leiden müssen.

Um sich ihr angenehm zu machen, that er seine Schuldigkeit auf zweierlei Arten; Numero eins: er sprach dem Kaffee und den Weihen tapfer zu; Numero zwei: er lobte der Käthri Koch- und Backkunst über die Maßen. „I mueß es wirklich sage, e so-n e gueti Waibe-n und e so-n e guete Kaffi han i no niene-n uf em Tisch g'ha. 's isch wirklich delikat, was i do gesse-n und trunke ha. Me wird ganz jung derbi," sagte er.

So sagte er, sie sagte anderes und schließlich waren sie auf dem Punkt angelangt, wo bei jüngern Leuten die Lippen sich berühren und die Herzen einen besonderen Takt schlagen. Bei diesen beiden ging es nun gerade nicht so gar feurig zu, aber ein bißchen Zärtlichkeit war doch dabei, und als der Herr Gysi der Käthri den linken Arm um ihre Taille legte, mit der Rechten ihre Rechte faßte, die sie züchtig auf den Busen gelegt hatte, wie ein Backfischlein von siebzehn Jahren, — ja, da wurde es der Käthri doch ein wenig sonderbar zu Mut; es war ihr fast so, als dann, wenn sie das Sparkassenbuch in Händen hielt, was doch bei der Käthri was heißen will. Und als er nun gar, ihre Hand noch fester drückend, sagte: „Also, Kätherli, es blibt derbi: in vier Wochen isch Hochzeit! Was au ander Lüt sage-n und denke, mir zwei sinn einig, oder nit, Kätherli?" da wurde Käthri ganz glücklich. Besonders das „Kätherli", das er so warm ausgesprochen, that ihr ungemein gut. Das war doch auch zärtlicher als „Käthri".

Unter tausend Beteuerungen, bei denen die Käthri

wiederholt ihre dürre Hand auf ihr altes, aber augenblicklich sich ganz jung gebärdenbes Herz legte, — schieden sie; denn der Herr Gysi mußte andern Tags wieder rüstig im Geschäft sein.

Mit eiligen Schritten, als wäre er ein junger und nicht ein alter Knabe, schritt er der Stadt zu. Es war ihm wohl und wonnig zu Mut. Denn ihm, der alle Hoffnungen auf ein gutes Alter längst ins Grab gelegt hatte, blühte noch ein solches Glück! — Ein stilles Gebet schickte er zum Sternenzelt, das ihm heute so besonders hell und golden entgegen schimmerte. — —

Die Käthri aber legte sich ins Bett und weidete sich an dem Gedanken, daß sie von nun an ein Kätherli, eine Frau und, wenn's Gotts Wille sei, noch eine Mutter werden würde. Glück und Freude waren so groß, daß sie dieselben fast nicht verwinden konnte. Wenigstens mußte sie eilichemale einen erneuten Anlauf zum Schnaufen nehmen, weil sie es in ihrem Glück fast vergessen hätte. Was Wunder auch! Nichts hat höhern Wert als das, was mühsam errungen wird. Und Käthri! Wie viel Mühe, Zorn, Schande und Spott war ihr zuteil geworden, bis sie ihr Ziel — einen Mann — erreicht hatte. Und sie sollte sich nicht freuen! Nein, das wäre doch zu viel verlangt — selbst von einer Käthri.

Vier Wochen später war sie richtig eine Frau, und wie gefiel sie sich in ihrer neuen Würde! Jedes dritte Wort, das sie mit den Gästen sprach, lautete: „Mi Ma!" Und den Köpferchorsch, der ihr mit den Worten: „Käthri, genn mer au e Truese!" seinen Schnaps verlangte, fertigte sie gar übel ab: „Was sage-n Ihr, Schorsch? Käthri heim er g'sait!? Das will i mir für ei und für allimol verbitt ha, aß er's wisse! I bi für Euch und für niemess kei Käthri meh, merte's. I heiß nur no Kätherli für mi Ma, für alli andere bin i d' Frau Gysi, verstande!?"

Die „Frau Gysi" und ihr Mann kamen vorreflexlich miteinander aus; sie kauften einen an der Straße gelegenen Bergabhang und gruben ihn, so viel als erforderlich war, mit einigen Tagelöhnern ab, um darauf ein eigenes Haus zu bauen; „denn," sagte Käthri — oder vielmehr Frau Gysi — „en eigeni Hütte-n isch besser as e g'lehnte Palast.“

Sparsam aber, wie sie war, wollte sie einen Tagelöhner sparen und dabei die andern scharf beaufsichtigen. So erschien eines Tages Frau Gysi selbst mit Pickel und Schaufel auf der Baustelle — in den Hofen ihres Mannes. Eine gestreifte Jacke und ein breitrandiger Strohhut waren die weiteren Bestandteile ihres eigenartigen Anzuges. Den Zopf hatte sie zwar noch am Hinterhaupt aufgebunden; sonst aber war zwischen ihr und einem schlitzäugigen, gelbhäutigen Chinesen kein Unterschied mehr. Laut lachend bestätigten dies alle, die an der Baustelle vorbeikamen. —

IV.

Wir haben die Käthri beim Karrenschieben verlassen. Jetzt empfängt sie uns in ihrem zweistöckigen Wohnhaus, in welchem sie nach vorn zu ihre Wirt-

schaft eröffnet hat, während ihr Eheherr im Hinterhaus seine Werkstätte aufgeschlagen hat.

Nun, da das Geschäft doppelt, ja dreifach ging — denn die Frau Gysi hatte noch einen großen Garten angelegt, aus dem sie viel Gemüse verkaufen konnte —, hatte die Frau Gysi nur noch einen Wunsch, und dieser bezog sich auf einen Prinzen. Der Storch hat schon einen angesagt und, hält er Wort, muß das Prinzlein bald anrücken. Vorerst werden Windeln, Tschöppli, Hemdchen, Gummplätz, das Tragbettchen und das Spreuerfäßchen sauber hergestellt, um den Kleinen würdig zu empfangen.

Unter diesen Arbeiten, Sorgen und Mühen wurde es der Frau Gysi schlecht, so übel, daß sie sich legen mußte. Jetzt hatte der Storch doch ein Einsehen. Er legte den erwarteten Prinzen neben sie: „Do hesch en!“ Vernimm es, Welt! Die Käthri, das „Kätherli“, die Frau Gysi, geborene Katharina Müller, hat einen Buben bekommen! Und was für einen! Nach der Frau Gysi ihrer Ansicht gab es zwischen Himmel und Erde nichts Ähnliches! Der hatte, wie sie sagte, keinen solchen altmodischen Kopf, wie sie es schon bei andern Kindern gesehen; nein, an dem war alles modern, schön und glatt.

Anderer Leute, die unbefangener urteilten, waren nicht ganz dieser Meinung. So hatte die Hebamme zu der Frau Lehrerin auf die Frage, ob es denn wahr sei, daß die Frau Gysi einen so schönen Buben habe, gesagt: „Gesund ist er, er brüllt wie ein Dachmarder. Aber mit der Schönheit paßiert es so. Er hat die nämlichen grauen Augen und dieselbe gelbe Haut wie seine Mutter, daneben aber noch einen unförmlichen Mollkopf.“

So was durfte man aber beileibe der Käthri nicht sagen, wenn man's nicht auf Lebenszeit bei ihr verschütten wollte. Man mußte ihr die Freude und den Glauben lassen, daß ihr Kind ein Ausbund alles Schönen und Guten sei. Sie that wie närrisch mit ihm und wunderte sich nur, daß bei seiner Geburt kein besonderer Stern am Himmel erschienen war, um die erstaunte Welt von Allerhöchst ihres

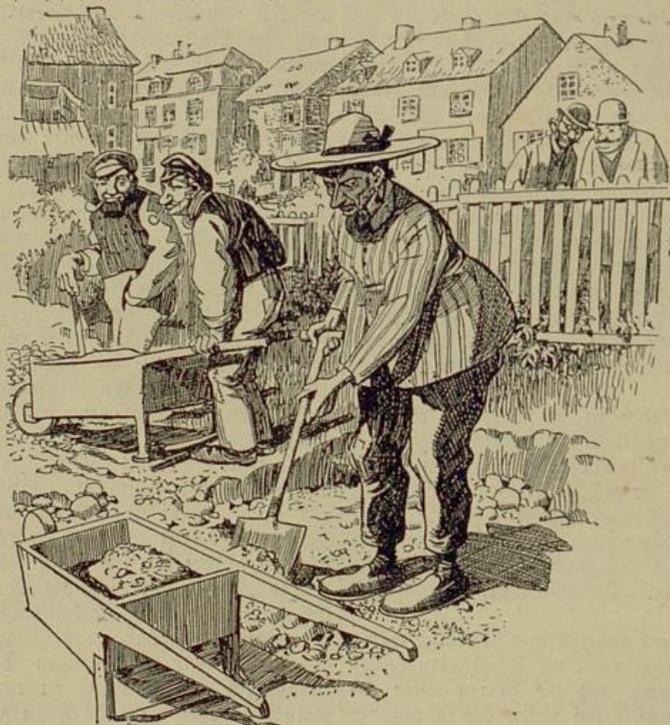
Prinzen Eintritt ins Leben geziemend in Kenntnis zu setzen.

Bei der Taufe ging es hoch her! Da wurde nur goldschimmernder Wein und echter Mokka getrunken, und ganze Berge von Kuchen und Kugelhopsen wurden verzehrt. Das Bübli erhielt die Namen: Anton, Otto, Waldemar, Eugen — ganz, wie es für einen Prinzen sich paßt. Man sollte meinen, das hätte genügen können. Der Frau Gysi genügte es aber noch immer nicht. Sie nannte das Kind nie anders als: „mi Herrgöttli“. Und ihr Herrgöttle war es auch im vollen Sinn des Wortes. All ihr Sinnen und all ihr Denken bewegte sich um den kleinen Knirps — von morgens früh bis abends spät.

Ihr Mann hatte seit der Geburt des Burschen viel anzusehen. Er, der nüchternere dachte und schon ein paar Kinder aufgezogen hatte, an die er ihres Lebenswandels wegen nur mit Unwillen denken konnte, brachte es bei aller Liebe zu dem Kinde doch nicht fertig, so närrisch mit ihm zu thun wie des Kindes Mutter.

Das legte ihm die Käthri oder sein „Kätherli“ als einen Mangel an Liebe aus und sie sagte: „De bisch halt e Trochsoggi, de hesch kei G'fühl für das Ghind, und das isch e Bivwis, aß d' mi au nit magst. Chame denn au e so halt und herzlos si gege mi Ghind? Das loß i mir g'falle bi de Schürpürzler Ghinder, aber nit bi mim liebe, liebe, herzige, goldige Herrgöttli, — nai, das isch mer unbegriffli. Chumm, du arm Würmli,“ sagte sie weiter, indem sie seufzend das Kind an die Brust zog, „chumm du zue mir, zu diner Mueter, e Vatter hesch doch kein!“

Wollte sie der Mann dann mit einem Kuß und dem in andern Fällen so sieghaften „mi Kätherli“ versöhnen, dann bekam er einen Stoß von ihrem knöchigen Ellbogen und die barsche Antwort: „Mach, aß d' mer e wäg chunnst. De magst mi Herrgöttli nit, drum will i au nit meh vo dir wisse, aß des waisch!“



So erschien eines Tages Frau Gysi selbst mit Pickel und Schaufel auf der Baustelle — in den Hofen ihres Mannes.

Solche Auftritte wiederholten sich und waren nicht geeignet, den Vater für das Söhnle mehr einzu-

nehmen. Im Gegenteil, er wünschte den Burschen oft dahin, wo der Pfeffer wächst, weil er, wenn auch unbewußt, den häuslichen Frieden störte.

Noch schlimmer als dem Mann erging es dem Kindsmädchen. War dieses nicht schon ganz in der Hölle, so doch gewiß im Vorhof dazu. Was es auch that, nichts war recht. Ließ es das Kind schlafen, so war es eine faule Grete. Hatte es das Kind auf dem Arm, dann war es ein Dotschi, das nicht mit Kindern umgehen könne. Gab es ihm viel Milch, dann wollte es das Herrgöttli zu einem Freßack erziehen. Gab es ihm weniger, dann sollte das Herrgöttli wieder mit „Flis“ umgebracht werden. Kurz und gut, das Mädchen machte einfach nichts gut genug. Ist's ein Wunder? Wie soll ein vierzehnjähriges, einfaches Mädchen, das noch obendrein wenig zu essen und dieses Wenige noch unter Schimpfen und Flüchen erhält, ein veritables Herrgöttle seiner



Würde entsprechend erziehen und behandeln können? Grad eben schimpft die Frau Gysi wieder mit dem armen Kind: „Wie lit ni Herrgöttli do, aber nai au, ganz rot isch's an dem Ohri! Chasch's als nit au umchehre, aß es nit so lang uf einer Site liege mueß, du Dotschi, du miserablige. Und d'r Lulli, lueg au dohi, — wie hett's au der Lulli im Müli! Ganz chrumm und überzwerchwieb' Elsässer Waggis ihri Gipspfise! Lueg, wenn d' mer nit besser uf das Bübli acht gisch,“ sagt sie, ihm die Faust unter die Nase haltend, „so mach di no hi!“

„He, Frau Gysi,“ antwortet das Marieli, „he, Frau Gysi, do chann i jeh doch gwis nit derschür, wenn 's Bübli d'r Lulli chrumm im Mul hett, i m . . .“

„Was faisch du, im Mul?“ schrie die Räthri wild und schlug dem Marieli eine Ohrfeige hin, daß es taumelte, „im Mul, faisch du?! Heit mi Herrgöttli e Mul, du ungebildet Mensch, du frechs. — D' Dsche henn e Mul, mi Herrgöttli hett e Müli, aß des waisch, du Esel!“

„So, und Ihr henn e dummi Gosche!“ rief jetzt das durch die Ohrfeige aufgebrachte Marieli, indem es im Galopp fortgesprang, heim zu seiner Mutter.

„Herr Jesus, jeh spring das Tier no surt,“ schrie Räthri, „ich denn d'r Kufuk hüt überall los, z'erst bim Doktor und jeh do?!“

Die Räthri war nämlich am Morgen in der Stadt

bei Herrn Doktor Schlauberger gewesen und hatte ihm ein Medizinglas voll von ihrer eigenen Milch gebracht und ihn um sein Gutachten bezüglich des Nährwertes derselben gebeten. Er solle sie nur „annelisiere“, hatte sie extra gesagt, nur um ihre Bildung zu zeigen, dann habe er's bald gefunden. Als dann der Doktor die Milch „annelisiert“ hatte, fragte ihn die Räthri, ob sie kräftig und gesund sei, um ein Kind zu ernähren.

„Jawohl,“ sagte der Doktor, der aus allen Neben der Räthri wohl heraushörte, wes Geistes Kind sie war, „jawohl, mit dieser Milch kann ein Kind unbedenklich ernährt werden. Die Hauptsache ist natürlich, daß die Kuh immer gut und genug zu fressen bekommt, daß sie viel giebt!“

„Jä, bin ich e Chueh?“ fragte die Räthri giftig. „Ja das weiß ich nicht,“ sagte der Doktor, indem er gewaltsam das Lachen verbiß, „wie kommen Sie überhaupt zu dieser Frage?“

„Wie-n i zu dere Frog chumm? Die Milch isch jo vo mir.“

„Ja so! Das habe ich nicht gewußt,“ entgegnete der Doktor, indem er seinem Gesicht einen möglichst blöden Ausdruck verlieh.

„So, Ihr henn's nit gwis! He derno sinn Ihr en Esel und sinn no dümmer as e Chueh, aß Ihr's wisse!“

Der Doktor klingelte. Im nächsten Augenblick erschien

ein Diener: „Hehr Doktor, Sie befehlen?“

„Führen Sie dieses Weibsbild hinaus!“

V.

Fünfzehn Jahre sind verlossen, Herrgöttles Vater ist gestorben und sein Sohn ist ein großer, dicker Bengel geworden, was er bei der ihm reichlich zugestopften Kost und seinem Schlaraffenleben leicht hatte werden können.

Weil er aber immer an der vollen Krippe gestanden und von den Sorgen und Nöten des Lebens nie etwas zu spüren bekommen hatte, hatten Hochmut und Übermut mit dem Wachstum des Körpers gleichen Schritt bei ihm gehalten und das Herrgöttle sah, seiner Erziehung entsprechend, die Leute mit der Freundlichkeit einer zähnefletschenden Bullbogge und mit der Geringschätzung eines bornierten, dummen Jungen an.

Die ganze Schuld traf natürlich seine Mutter. Wie sie es mit ihm gehalten, als er noch in den

Windeln lag, so trieb sie es auch später — immer etwas närrisch. Sie trieb es mit dem Herzen ihres Herrgöttles gerade so wie der blödsinnige Wälberbaschi mit seiner Mutter Garten. Der saßte einmal den läßlichen Entschluß, sich nützlich machen zu wollen, und riß Salat, Mangold, Kettiche, Erbsen und Bohnen und alle am Gehege des Buchses sich hinziehenden Blumen mit Stumpf und Stiel aus, das Unkraut aber ließ er sauber stehen.

So machte es Herrgöttles Mutter. Das ihm angeborene Gute, das er aber nicht von ihr, sondern von seinem Vater ererbt hatte, riß sie mit Gewalt aus seinem Herzen. Stolz, Geiz und Eigennutz aber wurden großgezogen und gemästet durch ihr tägliches Beispiel.

Setzte sich der Kleine einmal, dem kindlichen Geselligkeitsdrange folgend, mit andern Kindern vor dem Hause zum Spiele nieder, dann wurde die Mutter ganz närrisch und rief ihrer Magd: „Jesis, Luis, jekt sibt 's Herrgöttli bi dene Schüreprüzlerchinder und spielt. Gang waidli und hol en, nit as er no Lüt kriegt oder chreßig wird und ihri Untugende lehrt!“

Wollte sie aber jemand auf das Verkehrte ihrer Erziehungsweise aufmerksam machen, dann kam er böß an. „Wisse Sie, Herr Pfarrer,“ sagte sie zum Ortsgeistlichen, der ihr darin Vorstellungen machte, „wisse Sie, Herr Pfarrer, i ha alle Reschpekt vor Ihne, aber mi Herrgöttli biurteilt Sie falsch. Sie luege si Charakter für Hochmut, si feste Wille für Troß und Eigensinn a. I chenn mi Ghind besser und in dem Punkt loß mi vo nieme bilehre und bilehre!“

Wie mit dem Pfarrer, so kam sie auch mit dem Lehrer, mit den Nachbarn, ja mit den Wirtschaften des Herrgöttles wegen aneinander, und der Besucher wurden immer weniger in ihrem Hause.

Das alles ließ aber Frau Gysi, Herrgöttles Mutter, kalt. Zum ersten hatte sie ihr Schäschen im Trocknen, zum zweiten war der Gegenstand ihrer früheren Abgötterei, das Geld, mit dem Herrgöttle verwechselt, so zwar, daß das Herrgöttle alles, das Geld, wenn es zugunsten des Herrgöttles verwendet oder eingebüßt werden mußte, nichts mehr galt. Ihr alter Gott, das Geld, war gefallen, und der neue, der prokige Bub, saß auf dem Thron ihres eigennütigen Herzens. Denn auch diese überschwengliche Liebe zum Buben war nichts anderes als verkappter Eigennutz und Eigendünkel.

„Und wenn alli Lüt 's Herrgöttli verschelte und wenn kei Gast meh in d' Wirtschaft chunnt und wenn i verlump' und goß bettle mueß, sell isch no so gliich,“ sagte sie, „aber mi Herrgöttli loß i nit verschelte und verschimpfe und verunehre! Nai, mi Seel nit!“ — — —

Am besten kamen ihr Mann, so lange er noch lebte, und die Eiermariann, die immer noch die „Hausfreundin“ war, mit der Frau Gysi bezüglich des Herrgöttles aus.

Der Mann, des ewigen Streites müde, hatte sich aller Vaterpflichten und -rechte begeben und sein „Rätcherli“ e Gottsname mache lo. „Aber,“ sagte

er oft, „de wirsch's no erlebe, de Bueb drilt d'r no d'r Strick um d'r Hals.“ Die Eiermariann nahm ihren Vorteil wahr und stieß ins selbe Horn wie die Frau Gysi: „I mueß es sage, Euer Herrgöttli isch esange-n e Schnab, so nett, so g'scheit und verständig, me trifft nit gli wieder so ein a! 's nimmt mi numme-n au Wunder, as d' Lüt das nit ische. Aber so isch's uf d'r Welt: wenn e Mensch no Charakter hett, öbbis isch und öbbis vorstellt, wird er binidet, verschimpft und verscholte. Aber i will nit Mariann heisse, wenn de nit no an d' Regierung chunnt. Er hett scho jekt e so öbbis Herrscheligs an em! I sag numme, d' Lüt werde d' Auge no usperre ab Euren Herrgöttli!“

So sagte Mariann, und es dauerte gar nicht lange, so konnte die Frau Gysi sich von der weisssagenden Kraft ihrer Freundin überzeugen; denn jedermann mußte sich über die Fortschritte des Herrgöttles wundern und nicht nur die Augen, sondern auch Mund und Nase aufsperrten.

VI.

Das Herrgöttle war in der nahen Stadt bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben. So ein Kaufmannslehrling, schau — ist schon was Großes. Drum mußte das Herrgöttle, oder der „Herr Gysi“, wie er jekt von den Leuten sich nennen ließ, „schic und pil“ auftreten. Verschiedene neue, nach neuester Mode gebaute Anzüge genossen das beneidenswerte Recht, dem Herrgöttli abwechselnd das Aussehen eines vollendeten Gigierls zu geben. Die große, goldene Uhrkette, die sich breit und aufdringlich vorn über die schwarze Weste legte, und der große massive Ring am zweit-lekten Finger der linken Hand hatten die Aufgabe, das Herrgöttle als „Mann von Stand“ zu kennzeichnen.

Wenn er so geschmiegelt und gebügelt vor seiner Mutter stand, dann wußte sie sich gar nicht aus vor Bewunderung. „Nisch's au möglic,“ dachte sie, „ich, 's Hübeliheieris Rättri vo Mueche, bi im e so-n e schöne, gibildete, junge Herr si Mueter? Nai, wenn i's nit e so b'stimmt wüßt, i glaubt's mi Seel nit! D' Eiermariann hett nit unrecht, us dem wird emol öbbis Großes. Das cha jo gar nit anderst si!“

Wenn man was Großes werden will, muß man natürlich auch die Passionen der Großen sich zu eigen machen, und so war denn der Herr Gysi überall dabei, wo es nobel herging, — in der Stadt natürlich. Auf dem Dorfe würdigte er keinen Wirt der Ehre seines hohen Besuches. Da waren ja lauter „Schüreprüzler“, wie die Mutter sagte. Die noblen Passionen kosteten aber natürlich Geld, und so kam es, daß die Mutter eines schönen Tages folgenden Brief vom Prinzipal ihres Herrgöttles erhielt:

Gehre Frau Gysin!

Es thut mir sehr leid, Ihnen die unangenehme Mitteilung machen zu müssen, daß Ihr Sohn schon seit einer Reihe von Monaten bedeutende Beiträge unterschlagen hat, was beim hertigen Rechnungsabluß unwiderleglich festgestellt wurde.

Nicht aus Rücksicht für den leichtsinnigen Menschen,

der eine solche durch sein bisheriges Betragen schon längst verzehret hat, sondern in Ihrem Interesse will ich von einer Anzeige, welche die sofortige Verhaftung Ihres Sohnes im Gefolge haben müßte, absehen, sofern Sie sich umgehend schriftlich verpflichten, für die Totalfehlsumme, die sich auf siebenhundert Mark beziffert, aufzukommen.

Achtungsvoll

Bueni u. Comp.

Das war der erste Absatz auf dem Weg zur Größe, und die Leute sperren schon die Augen auf. Aber der bisher so blinden Mutter kamen diese Streiche zum erstenmal nicht göttlich vor. Sie rieb sich die Augen, wie wenn sie dem Schreiben nicht recht traute; aber da stand es deutlich schwarz auf weiß und war nicht auszuwischen. Die Frau Gysi bezahlte; ja, sie ließ sich herbei und machte zum erstenmal in seinem Leben ihrem Herrgöttli sogar einige Vorwürfe; natürlich aber geschah es mit möglichster Schonung. Das ließen die bisherige Praxis, ihre Ehrfurcht vor seinen Kenntnissen, die er ja deutlich mit einer Anzahl von Fremdwörtern bewies, nicht anders zu.

Bei ihrer blinden Eingenommenheit für ihn fiel es dem Herrgöttli gar nicht schwer, die Mutter zu überzeugen, daß er nur falsch spekuliert, aber keineswegs gestohlen habe. Daß er das Geld an sich genommen, das sei wahr; aber er habe keineswegs die Absicht gehabt, es zu behalten.

Er habe damit an der Börse gespielt, um sich in dieser Branche, die ein Kaufmann ja auch verstehen müsse, — eine gewisse Routine anzueignen. Hätte er gewonnen, dann würde er seinem Herrn das Geld sofort wieder zugestellt haben. Daß er aber Unglück gehabt, daran sei er nicht schuld und er daher eher zu bedauern, als zu verdammen. Zahllose Kaufleute und andere Herren seien schon in einer Nacht reich, in einer Nacht arm geworden. Es sei eben gewagt, wenn man mit Papieren spekuliere. Aber wer nicht wage, sei und werde nie ein richtiger Kaufmann, bleibe im Gegenteil seiner Lebtag ein gewöhnlicher Krämer. Er habe sich auch nur auf diese Art emporarbeiten wollen, um seine Mutter eines Tages mit seinen Erfolgen überraschen und erfreuen zu können. Zum Dank dafür wolle man ihn zum Schelmen machen; aber er schieße sich einfach eine Kugel ins Hirn, dann habe die ganze Tragödie ein Ende.

Die Kugel — ja, das war immer der Haupttrumpf, den er gegen die Mutter auspielte. Mit ihr gewann er nicht nur seine Sache, nein, er brachte die Mutter schier in Verzweiflung. Auch jetzt bat sie, die Hände aushebend: „Um Gottswille, Herrgöttli, mach doch keine so Sache. I will jo z'riede si und dei Wort meh sage, aber verschrock mi nimmi mit dem Verschieße!“

Das Herrgöttli war auch so gut und gab sich damit zufrieden, er erschöpfte sich nicht, wie er denn überhaupt auch niemals im Ernst daran gedacht hatte, sich selbst aus dem Diesseits ins Jenseits zu befördern.

Da seine „Manipulationen“, wie er sich ausdrückte, an den Tag gekommen waren, bekam er vorberhand in der Stadt keine Stelle mehr. Er blieb

also beschäftigungslos bei seiner Mutter drei Jahre lang — um sich von dem Schläge zu erholen. Essen und Trinken und Rauchen waren nun seine Hauptgeschäfte. Im Rauchen hatte er sich schon eine ziemliche „Routine“ angeeignet. Er konnte zehn bis zwölf blaue Ringe, immer einer kleiner als der andere, in die Luft blasen, was ihm keiner mit solcher „Virtuosität“ nachmachen konnte — wie er sagte.

Daß er sonst nichts arbeitete, sich nicht einmal zum Einschenken eines Glases Bier herbeiließ —

ausgenommen, wenn es für ihn selbst war —, das fand die Mutter ganz in der Ordnung. Denn von einem jungen Herrn, der gebildet und routiniert und noch obendrein ihr Herrgöttli war, konnte man keine gewöhnlichen Arbeiten verlangen.

Gegen die Gäste war er grob und roh, als ob sie es für eine Gnade ansehen müßten, wenn sie in des Herrgöttlis Gegenwart ihr Glas Bier trinken dürften. Er war eben trotz aller Routine doch noch zu dumm, um zu begreifen, daß er und seine Mutter von den Gästen, und nicht die Gäste von ihnen lebten.

So ganz menschenfeindlich war er indessen auch nicht. Mit des Bäckermeisters Luis machte er eine Ausnahme. Ließen sein Stolz und seine Dummheit es ihm nicht zu, daß er mit den Gästen im Interesse des Geschäftes sich freundlich unterhielt, mit dieser Luis plauderte er oft, wenn sie morgens das Brot brachte, eine Stunde lang in der Stube, eine halbe



Wenn er so geschmeigelt und gebügelt vor seiner Mutter stand, dann wußte sie sich gar nicht aus vor Bewunderung.

Stunde im Hausgang und noch zwanzig Minuten vor dem Haus, und auch diese langten oft nicht; denn wenn die Luis sagte: „Aber jetzt, Herr Gysi, muetz i goh!“ dann hieß es: „Halt, Luis, no äbbis!“ und die „Konversation“, wie der Herr Gysi seine Plaudereien nannte, begann von neuem. Diese Konversationen wiederholten sich täglich und dehnten sich immer mehr aus, daß die Leute anfangs sagten: „Wenn 's Beckmichels Luis nit no Frau Herrgöttli wird, so will i nit Hans und nit Gretli heiße. Sie hett halt e guete Schnabel und cha's dem Mollichopf ufstriche, wie wenn's luter Zucker und Honig wär. Nu, si passe z'jämme, 's isch eis so überspannt wie 's ander!“

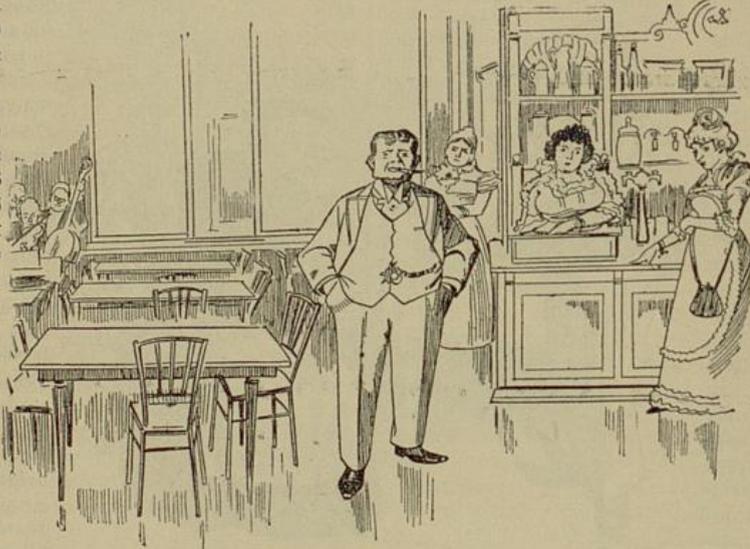
Und richtig, nachdem das Herrgöttli das Für und Wider mit seiner Mutter in dieser Angelegenheit besprochen und mit den Worten: „D' Luis und lei ander, ehnder verschieß i mi!“ — die Mutter übertrumpft hatte, wurde Beckmichels Luis Frau Herrgöttli. Die Frau Gysi übergab ihrem Sohne Haus und Geschäft, behielt sich nur zehntausend Mark vor, die sie auf dem Haus stehen ließ. Das ganze Geschäft war auf dreißigtausend Mark geschätzt und wer es unter Brüdern auch wert. Also erhielt unser Herrgöttli zwanzigtausend Mark reines Vermögen zum Anfang, ohne die Nussteuer und ohne die fünf-tausend Mark, die seine Frau beigebracht hatte.

So viel haben noch lange nicht alle und müssen doch auskommen! Das Herrgöttli aber war bald fertig damit. Erst ließ er das untere Stockwerk seines Hauses, die Wirtschaft, worin die Mutter so gute Geschäfte gemacht hatte, herausreißen und einen „Salon“ mit allerlei zierlichem Holzwerk und Parkettboden hineinmachen. Das aber kostete so viel Geld, daß dem Herrgöttli oft ganz warm wurde dabei. Doch, wer A gesagt, muß auch B sagen, und so mußte das Herrgöttli, der Eleganz des Salons entsprechend, auch die Einrichtung herstellen lassen. Nicht lange dauerte es, so waren massivbuchene, feinpolierte Tische, elegante Rohrstühle, ein feines Billard und ein teures Klavier ihre Schatten auf den glitzernden Parkettboden. Ein eichenes Buffet mit Marmorplatten und neusilbernen Bierhähnen gab dem Ganzen das Gepräge des Modernen. Daß der Gläserschrank, die Uhr,

die an den Wänden aufgehängten Bilder und die Liqueurflaschen allem dem entsprechen mußten, versteht sich von selbst.

VII

Der Salon ist fertig! Jetzt noch das Personal! Es kamen, um jedem Geschmac zu genügen, eine schwarze, eine blonde und eine rote Dame. Die Schwarze hatte den Auftrag, sich auf den eichenen Lehnstuhl, der nach Art eines Thrones auf der Erhöhung hinter dem Buffet stand, hoheitsvoll hinzusetzen, die Kellnerin zu beaufsichtigen und den Herrn und die Dame des Hauses zu vertreten, durch herausfordernde Blicke aber die abgehenden Gäste zum Wiederkommen einzuladen. Das war die „Buffetdame!“ — Der zweiten, der Blondin, war befohlen, ihre Frisur nach Art eines Storchennestes aufzubauen, mit den Worten: „Ich bitte,“ „ich danke,“ „Sie wünschen,“ „hab die Ehr,“ um sich zu werfen und durch schmachtende Blicke und



Herr Gysi nebst den drei Damen stand in feinsten Gala bereit, den kommenden Gästen die Honneurs zu machen.

graziöse Bewegungen die jungen Simpel anzuziehen. Das war die Kellnerin! — Die dritte, die Rote, mußte in die Küche hinein, die Ärmel über ihren dicken, runden Armen bis hinten an den Ellenbogen aufstreifen, eine weiße Schürze vorbinden und ihren roten Busch gar mit einem Spitzenhäubchen verbrämen. Das war die Köchin!

Und jetzt kann es losgehen!

Eine Musik, mit einer mannshohen Bassgeige und einer großen Trommel wohl versehen, trug mit weithin-schmetternden Tönen in die letzten Winkel des Ortes die Geschäftsempfehlung. Herr Gysi nebst den drei Damen stand in feinsten Gala bereit, den kommenden Gästen die Honneurs zu machen.

Aber sonderbar! Trotz dem Parkettboden, trotz den neuen Tischen und Stühlen, trotz dem Buffet mit Silberhähnen und trotz dem gemischten Personal und der schmetternden Musik wollten die Gäste sich nicht recht einfinden! Das Geschäft ging flau, sehr flau. Die alten Gäste, die sich in der alten Stube bei Kaffee, Wein, Bier und Zwiebelwaisen wohlbefunden, fanden sich in dem nobeln Lokal nicht recht daheim. „'s isch nimmi so gemuetlig,“ sagten sie, „in e so-n e Hotel passe mir nit!“ Sie blieben weg. Ein paar junge Bursche, die es mehr auf die Mädchen als auf Herrn Gysis Bier abgesehen hatten, und hie und da ein Fremder,

das war so ziemlich alles, was in der neuen Wirtschaft verkehrte.

Doch Bewegung muß sein. Da Herr Gysi und seine „Madam“, wie er seine Frau nannte und genannt haben wollte, viel übrige Zeit hatten, amüsierte sich jedes von ihnen auf seine Weise. Der Herr ging spazieren, ließ sich in verschiedene Vereine aufnehmen, wo er seines unbeholfenen, dicken Körpers und seines maßlosen Hochmutes wegen für alle stets der willkommenen Gegenstand der Belustigung war, denn ernst nahm ihn niemand. Auch dem Kegelsklub trat er bei, und wo ein Hammel, eine Uhr oder dergleichen ausgekeltelt wurde, durfte man stets seiner Gegenwart versichert sein. Von seinen Gewinften aber hat er niemals etwas verraten. Er hatte im Kegeln eben keine Routine, war ein schlechter Kegler, dem immer die Verpflichtung oblag, die Zeche und den Kegelsklub zu bezahlen, was immer ein bedeutendes Loch in seinen Geldbeutel riß.

Wenn er aber heimkam, stellte er sich großspurig mitten in die Stube und rief: „Mie'e Sie mir d' Madam, aß sie mi demonstriert!“ Die Kellnerin flog, die Madam kam, gab ihrem vielgeliebten Mollki einen Kuß, wie er es bei solchen Anlässen gebieterisch verlangte. Dann nahm sie ihm Stock und Hut ab, zog ihm Überzieher und Rock aus und ersetzte die Stiesel durch Pantoffeln, dann setzte sie ihn auf einen Stuhl nieder und sagte: „Jetz, mi Mannli, was witt z' esse?“ Er diktierte, sie servierte, und er aß und trank dann wie einer, der den ganzen Tag Holz gefägt hat.

So mußte die Frau Gysi mit ihrem Herrgöttle umgehen, wenn sie Frieden haben wollte. Ihr lag seine ganze Verpflegung ob; denn mit der geheiligten Person des Herrgöttles durften keine Domestiken in unmittelbare Berührung kommen, und that seine Frau einmal eine Ausrufung des Mißfallens darüber, dann wollte er die ohnehin nicht sanft blickenden Augen und sagte: „Das isch di G'schäft! So will i's, so bisiehl i's, und d'rmit Punktum.“ „Punktum!“ Ja, wenn er einmal so sagte, das wußte die Frau, gab es „Flausen“, falls sie den Widerstand fortzusetzen sich erkühnte. Da sie aber die Flausen, auch Ohrfeigen genaunt, für ihren zarten Körperbau unzutraglich fand, zog sie es vor, des Herrgöttles Willen zu thun.

That sie aber nach seinem Willen, dann war er

seelengut mit ihr und ließ ihr alle mögliche Freiheit. So hatte er nichts dagegen, wenn sie wöchentlich drei Kaffee- und Kuchenkränzchen arrangierte und mit einem Duzend Schwabäsen ihre Zeit verändelte. Seine Frau mußte doch auch Pläßer haben, und dann waren diese Veranstaltungen nach Herrgöttles gewiß maßgebender Ansicht auch vollkommen der Würde seines Hauses entsprechend. Daß er und seine Mutter in diesen Frauenzirkeln nur zu oft der Gegenstand des Gespräches bildeten und einer keineswegs günstigen Kritik unterzogen wurden, davon hatte natürlich das Herrgöttle keine Ahnung, auch davon nicht, daß seine holde Frau ihn in Gesellschaft dieser Vertreterinnen des zarten Geschlechtes nur ihren Pascha und Mollkopf nannte. Immerhin nannte sie ihn ihren „lieben Mollkopf“. Von seiner Mutter aber sprach sie nur als von einer „alten Here“. Und trotzdem, daß die Weibsbilder den Kuchen, die ja

unter den Händen dieser „alten Here“ entstanden waren, fleißig zusprachen, pflichteten sie doch der jungen Frau tapfer bei, wenn sie über die Mutter schimpfte und das um so mehr, je mehr Tassen Kaffee sie ihnen einschenkte und je größer der Berg Kuchen war, den sie ihnen vorstellte. Und besonders die Frau Schneidermeister Gehri, eine blasse und spitznäsige Frau, die sich in diesem Kaffeekränzchen so recht nach Herzenslust satt essen und trinken konnte



Mit zitternden Händen unterschrieb sich die alte, geküßte Frau für die verlangte Summe.

— denn zu Hause gab's es selten genug —, konnte nicht genug auseinandersetzen, wie die alte Frau Gysi immer gewesen, wie sie noch sei und wie sie bei zunehmendem Alter noch werden würde. Man könne die junge Frau Gysi nicht genug bedauern, daß sie mit einer so wüsten, alten Frau zusammenleben müsse, sie, der Engel, mit ihr, dem Teufel.

Ja, die Alte! Die war der süßen Luis ein gewaltiger Dorn im Auge, erstens, weil sie so wüst und klapprig war, und zweitens, weil sie immer noch keine Anstalten zum Sterben machen wollte, und das Herrgöttle und seine Luis ihr Geld doch so notwendig gebraucht hätten; denn alle Tage gingen so unerschämte Rechnungen ein, die momentan nicht bezahlt werden konnten, und da war es doch eine Bosheit von der Alten, daß sie zum Schaden und zur Blamage der Familie Herrgöttle immer noch weiterleben wollte. Voller Bosheit ging die Luis eines Tages so weit, daß sie die Alte vom Herrentisch weg

hinaus in die Küche an den Gesindetisch verwies. Das war aber für die Alte gar keine Strafe; denn da draußen in der Küche konnte sie bei der Roten und der Blonden ihrem Ärger über die Fraß, die Luis, unverblühten Ausdruck geben, ohne einen Verrat befürchten zu dürfen; denn die Rote und die Blonde waren auch böß auf die junge Frau, weil sie in der Küche essen mußten und nur der Schwarzen, die so würdevoll am Buffet thronte, ein Platz am Herrentisch angewiesen worden war. Die Mutter war aber ganz und gar nicht ungehalten über diese Zurücksetzung, um so weniger, weil sie es nicht als eine Zurücksetzung empfand; denn sie fand es nur natürlich, daß sie, des Hübeltheieris Käthri vo Muche, von des Sohnes Tisch vertrieben worden war. Denn dieser Sohn stand in ihren Augen so hoch, war ja ihr Herrgöttli und überdies ein fein gebildeter, „routinierter“ junger Herr, dem man nicht zumuten konnte, daß er mit einem alten Weibe am selben Tische sitzen sollte. Nein, das verlangte sie nicht. Sie war zufrieden und überglücklich, wenn er nur hin und wieder den süßen Namen „Mutter“ sagte, was in dringenden Fällen auch vorkam. Für gewöhnlich aber nannte er sie nur „Alte“.

VIII.

Heute, am Neujahrstag, wo die Gläubiger von allen Seiten auf das Herrgöttle eindringen, wie die Bremsen auf das arme Vieh, scheint der Fall dringend zu sein; denn das Herrgöttle bittet die „liebe Mutter“ zu wiederholtenmalen, sie möchte doch so gut sein und sich für ihn mit fünf- bis sechs-tausend Mark unterschreiben.

Sie würde ja nichts verlieren. Im Frühjahr lasse er eine Gartenwirtschaft mit Kegelbahn anlegen, dann bekomme das Geschäft Zug und Kraft und sei seine hunderttausend Mark unter Brüdern wert. Es sei bis jetzt noch nichts verloren, es stecke eben alles im Geschäft. Sie solle doch ihm glauben, ihrem Sohn, und nicht den fremden Leuten. Er sei doch Kaufmann, könne kalkulieren und wisse, was er sage und was er wolle. Sie solle andere Leute schwätzen lassen und zu ihm Vertrauen haben. Die, welche ihm den Bankerott prophezeien, seien Hehl, die könnten nicht kalkulieren und hätten in solchen Sachen keine Routine; drum seien ihre Kombinationen falsch. Sie solle ihm also glauben und mit sechs- bis sieben-tausend Mark (er schlug, als er ihre Nührung bemerkte, gleich wieder um tausend Mark auf) ausbelfen. Thue sie das nicht, dann — jage er sich eine Kugel ins Hirn und sei aller Sorgen ledig, und sie solle dann weiterleben mit ihrem Geld in dem Bewußtsein, ihren Sohn durch Härte und Geiz umgebracht zu haben!

Das war wieder eine lange Rede; sie brachte das Herrgöttle ganz außer Atem, aber sie hatte doch Erfolg.

Das süße Wort „Mutter“, die „Routine“, die „Kalkulation“ und die „Kombination“ thaten ihre Wirkung. Nein, ein Mann, der solche gelehrte Wörter im Kopf behalten konnte, mußte sich gewiß immer zu helfen und konnte nicht verflumpen! Und dann die Kugel! Die Kugel! „Wenn's numme keini e so chaibe Chugele göb in der Welt,“ dachte die Mutter, „me mueß jo immer Todesängste-n usstoh derwäge.“

Mit zitternden Händen unterschrieb sich die alte, geängstigte Frau für die verlangte Summe und bat das Herrgöttle schmeichelnd: „Aber gäll, de gisch Sorg, aß es nit verlore goht?“

„Jez loß mi goh mit dim dumme G'schwätz,“ sagte Herrgöttli nun, da er die nötige Unterschrift hatte, „loß mi goh mit dim dumme G'schwätz. I bi doch Kaufmann und cha schaffe mit em Geld!“

Und wirklich, er konnte schaffen mit dem Geld!

Es war gerade im Wonnemonat Mai, als das Herrgöttle seiner Alten wieder einmal Mutter sagte, weil er ihrer Unterschrift wiederum bedurfte. Aber diesmal wollte weder das Wort Mutter, noch die Kugel verlangen bei ihr, und die gelehrten Ausdrücke hörte sie gar nicht ganz an, fiel ihm vielmehr mitten in seine Rede hinein: „Zueg, Herrgöttle, i cha nit und darf nit! 's isch mi Leßts. I ha jo numme no dreitausend Mark, und wenn i die no hergieb, derno chann i in mine-n alte Tage no goh bettle, und fällt thät i doch au nit gern, wo-n i mi Lebzig g'schafft und g'schunde ha.“

„Also, du witt nit?!“ schrie Herrgöttle wütend, indem er die Mutter an ihrem dünnen, runzligen Hals packte und ihren Kopf gegen die Wand schlug, „wenn d' nit unterschriebsch, so mach di hi!“

„Nur zue!“ heulte die Mutter, „nur zue, aß i emol Rueh hab, aber unterschriebe thue-n i nimmi, sunst mueß i goh bettle!“

„Derno machsch, aß d' zuem Loch us chunnsch!“ brüllte der Sohn wütend, „zuem Loch us, du Lueder, du alts!“ Damit warf er sie über die Stiege hinunter, wo sie blutend und heulend wieder aufstand und zu ihrer Schwester floh, die ihr diesen Ausgang oft prophezeit hatte. Bei dieser Schwester blieb sie nun und ernährte sich mit Stricken und Flicken und den Zinsen ihres kleinen Kapitals. Jetzt weiß sie, daß es auf Erden weder Götter noch Herrgöttle giebt.

Ihr Sohn aber konnte sich — trotz seiner „Routine“ — nicht mehr helfen; nun machte er Ernst mit



Eines Tages lag das ehemalige Herrgöttli hinten in den Reben mit zerquetschtem Hirnschale.

der Kugel. Gines Tages lag das ehemalige Herrgöttli hinten in den Neben mit zerschmetterter Hirschale, worüber sich niemand mehr freute als seine Luis, die jetzt, wo er nichts mehr hatte, nicht mehr an ihn gebunden sein wollte. Die Schwarze, die Rote und die Blonde erhielten den Abschied; sie wurden nach allen Binden zerstreut.

Da ihr Sohn keine Kinder hinterlassen hatte, so vermachte die Müllerkätzi, die Frau Gysi, was ihr noch geblieben war, ihrer Schwestertochter, welche in glücklicher Ehe mit einem Schreiner lebte und oft, wenn ihr Mann etwas zu närrisch mit den Kindern that, sagte: „I ha si au gern, Karli, aber mach's nit z' arg! Denk nur ans Bäsli und ihr Herrgöttli!“

Der geheimnißvolle Ring.

Bei König Karl I. von England ließ sich anno 1630, kurz nachdem er den Thron bestiegen hatte, ein Mann melden, der dringend verlangte, den König zu sprechen. König Karl war ein leutseliger Herr und ließ jedem seiner Unterthanen willig sein Ohr; so befahl er auch, den Mann bei ihm einzuführen. Es war ein Juwelier, der sich dem Könige alsbald zu Füßen warf und flehentlich bat, ihm doch einen Ring abzukaufen. Er zog den Ring hervor und reichte denselben dem Könige dar; dieser aber hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er sich entsetzt abwandte und sofort befahl, den Mann mit samt seinem Ringe wegzubringen. Die königlichen Gardisten ergriffen den Mann und brachten ihn fort; dabei aber fiel der Ring auf den Boden und blieb zunächst unbeachtet liegen, bis ihn später ein Diener fand und dem König überbrachte. Der Ring aber war seltsam gestaltet: zwei kunstvoll gearbeitete Totengerippe aus Gold bildeten den Ring und hielten in ihren knöchigen Fingern einen großen blutroten Diamanten; inwendig aber standen deutlich die Worte: „Memento mori“ — gedenke des Todes! Der König betrachtete schauernd das seltsame Werk; er befahl, sogleich nach dem Juwelier zu forschen; die königlichen Boten slogen durch die Straßen der Stadt London, aber niemand kannte ihn. Er wurde öffentlich in ganz England und Schottland aufgerufen; aber er meldete sich nicht und blieb verschwunden, als hätte die Erde ihn verschlungen. — Der König behielt den Ring und legte ihn an. Täglich befah er ihn; immer von neuem erinnerte dieser Ring den mächtigen König an den Tod, und als das Unseßliche geschah, daß sein eigen Volk sich empörte, ihn absetzte, ihn gar ins Gefängnis warf, ja ihn auf das Schafott schleppte, — da sah der König lächelnd auf den Ring; der Tod fand ihn ruhig, gefast, wohl vorbereitet. Der seltsame Ring aber liegt heute wohlverwahrt in der königlichen Schatzkammer zu London; niemand weiß bis auf den heutigen Tag, wer der geheimnißvolle Mann war, der dem König den Ring brachte.

Die Überraschung im Garten.

Von J. P. Hebel.

(Siehe Titelbild.)

Wer spritzt mer alli Früeh mi Rosmeri?
Es cha doch nit der Tau vom Himmel si,
sußt hätt der Mangeld au si Sach,
er stoht doch au nit unterm Dach.
Wer spritzt mer alli Früeh mi Rosmeri?

Und wenn i no so früeh ins Gärtli spring,
und unterwegs mi Morgeliedi sing,
isch nämms g'schafft. Wie stöhn iez reihewis
die Erbse wieder do am schlante Ris
in ihrem Bluest! I chumm nit us dem Ding.

Was gilt's, es sin die Jumpsferen us'em See!
Me meint zwor, 's chömm, wie lang scho, feini meh.
Sußt sin sie in der Mitternacht,
wenn niemes me as d' Sterne wacht,
in d' Felder use g'wandlet us'em See.

Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
de brave Lütte g'schafft im Garteland,
und isch me früeh im Morgeschimmer cho,
und het iez welle an si Arbet go,
isch alles fertig gi — und wie scharmant!

Du Schalk dört hinte, meinsch, i seh di nit?
Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
I ha mer's vorg'stellt, du würich's si.
Was falle der für Feste-n i? —
D lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!

D Kätterli, de heisch's nit solle seh?
Jo, dine Blueme ha-n i z'trinke geh,
und wenn de wotsch, i ging für di dur's Füttr,
und um mi Lebe wär mer di's nit z'tüür,
und 's isch mer o gar fölli wohl und weh.

So het zum Kätterli der Friedli gseit,
er het e schveri Lieb im Herze treit,
und hef's nit chönne sage just,
und es het au in siner Brust
e schüüchi zarti Lieb zum Friedli treit.

Lueg, Friedli, mini schöni Blüemli a,
's sin numme-n alli schöne Farbe dra.
Lueg, wie eis geg'nem andre lacht
in siner holde Früehligspracht,
und do sitz scho-n e flüzig Jummli dra.

Was helfe mer die Blüemli blau und wis?
D Kätterli, was hilst mer 's Jummli's Flis?
Wärst du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
und wo kei Jummli summt, im Paredies.

Und drüber hebt sie d' Sonne still in d' Höh,
und luegt in d' Welt, und seit: „Was mueß i seh
in aller Früeh?“ — Der Friedli schlingt si Arm
ums Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli e Schmüüli ge.

Der Edelstein.

Weil er der einzige Sohn und Erbe seines Vaters war — der Sepp nämlich —, so wurde er, nachdem der Vater gestorben, mit zwei Jahren zur „Eisposition“ gestellt, wie er sagte. Wer war froher darüber als unser Sepp?! Für ihn war die Kaiserne ja gleichbedeutend mit der Hölle; ja, es fragt sich, ob er auf die Länge nicht letztere vorgezogen hätte.

Jetzt war er frei und konnte heim und einen schönen, schuldenfreien Hof übernehmen. Zum Bauer gehört indessen, wenn das Geschäft gedeihen soll, eine Bäuerin, und drum suchte er denn unter den Töchtern des Landes. Aber sonderbar, so gern die Töchter Soas heiraten und so gern sie sonst große Bäuerinnen werden, den Sepp wollten sie nicht.

Der Sepp war eben in geistiger und körperlicher Hinsicht ein wenig ungelent und griff jede Sache links und z'hinderfür an.

So machte er es auch beim Freien. Zu des Ankenbauern Marei hatte er auf dem Kirchweg ohne alle Einleitung gesagt: „Du, Marei, du muesch mi Frau ge!“ Aber sie erwiderte: „So? Ich mues? Do wird i doch no d' Wahl ha!“ Da wurde er gleich grob und sagte: „Wenn d' nit witt, losch si, af des waisch. Meintsch, i flattier dir lang? Nai, jell git's nit bi de Badische!“

Zum Hinterbauer aber sagte er: „Wenn d' au en arine Schlucker bisch, so chasch's dim Meidli doch sage, es chönn mi Frau ge. Mhalte thue-n i nit bi-n em, es mueß froh si, wenn's uf mi Hof chunnt, und drum isch's Mhalte-n an ihm. Wenn's chunnt, nimm i's, aber nolaufe thue-n em nit.“

So machte es der Sepp, und kein Mädchen wollte ihn. Keine? Nein, das ist zu viel gesagt. Des Baschibauern Stephanie, ein flinkes, munteres Mädchen von 19 Jahren, sagte zur Mutter: „Mueter, wenn d'r Sepp mich will, ich nimm en. Er isch nit böß und nit hochmütig, nummen e wenig b'schränkt, will en si Stiefmueter e so ufzoge het. Wenn ich en hätt, i wott no e rächtige Ma mache usem. Me cha jo e Stückli Vieh abrichte, warum denn nit e Mensch?“

Diesen Bescheid ließ die gescheite Mutter dem Sepp durch ein drittes hinterbringen, und so ging es nicht lange, so waren Sepp und Stephaneli ein Paar und sogar ein sehr glückliches Paar.

Es war wirklich nett, wie das kleine, muntere Fraueli den eckigen ungeschlachten Sepp umzumodeln verstand. Der Sepp folgte ihr dabei wie ein Lamm,

weil seine kluge Frau mit Liebe und Güte auf alle seine Gedanken einging, die falschen Begriffe mit möglichster Schonung bekämpfte und durch die That bewies, daß sie nur sein Bestes wolle.

„Wie du meintsch, Sepp,“ sagte sie oft, „du bisch d'r Meischter und chasch macha, wie de witt. Aber wenn ich der Meischter wär, so machti ich's e so und e so!“

So sprach die Meisterin, und das Resultat war immer, der „Meister“ that, wie wenn die Meisterin der Meister wäre. Er fühlte es eben gar wohl, daß sein Stephaneli den Nagel zehnmal auf den Kopf traf, ehe er's einmal fertig brachte.

Als das „Stephaneli“ nach Jahresfrist ins Kindbett kam, war der Sepp gar oft bei ihr am Bett. Mit einer Zärtlichkeit, die niemand hinter ihm gesucht hätte, fragte er ein aufs anderemal: „Stephaneli, wie goht's?“ Das waren nicht viele Worte, aber

wer den Sepp kannte, der wußte, daß sie bei ihm viel Bedeutung hatten. Denn es mußte schon etwas Hochwichtiges sein, bis er drei Wörter in einem Atem aussprach.

Und das Stephaneli? „Gieb emol au im Sepp's Buebli gli uf d' Arm, wenn er ine chunnt!“ sagte sie zur Hebamme, als sie den prächtigen Buben badete. „Gieb emol im Sepp's Buebli gli uf d' Arm; de waisch jo, wenn e Vatter si Chind blut und bloß, wie's uf d' Welt chunnt, uf d' Arm nimmt, derno muesch er's gern ha, ob er will oder nit!“

Ob nun dies Ursache war — genug, der Sepp

hatte eine närrische Freude an seinem Bueble. Er that keinen Schritt in die Kammer, ohne daß er sich zu seinem Bueble bückte und ihm ein „Schmütze“ gab. Vom Bueble aber ging er zum „Stephaneli“ und: „Do heisch au ein!“

Als aber die Großmutter zum Stephaneli kam, um ihren Enkel zu sehen, da sagte das Stephaneli: „Mueter, i ha-n emol in d'r Schul g'lese, af d' Edelstei, d' Diamante, ganz wüest, unansehnlich und dreckig sei, wemme sie find', und erst dur's Schliffe-n e so-n e schöne, helle Glanz kriege. Is nit so? Guck, e so-n en Edelstei isch jeh d'r Sepp. Zerst hett me gemeint, das sei e so-n e grobe, wüste, dumme Kerki, und jeh isch de so zart, brav und verständig, — ihr sotte numme seh, wie-n er mit dem Buebli cha umach, 's Herz im Lib lacht em derbi, — nai, i wott lei andere, i tuuschti mit keiner im ganze Dorf!“



Mit einer Zärtlichkeit, die niemand hinter ihm gesucht hatte, fragte er ein aufs anderemal: „Stephaneli, wie goht's?“

Der knarrende Baum.

Von Hermann Heiberg.



inter ihr lag das Dorf, und langsam, mit tiefbedrückter Miene schritt sie den Landweg entlang, der mehrere Stunden entfernt liegenden Stadt zu. Was sie als Eigentum besaß, trug sie in einem Bündel in der Hand.

Als sie eine ein Viertelstündchen vom Dorfe entfernte Anhöhe gewann, blieb sie, von Wehmut und Schmerz übermannt, noch einmal stehen, wandte sich um, umfasste mit ihren Blicken das stille Bild im Thalgrund: die strohbedeckten Häuser, die Bauernhöfe mit den Gärten, die Kirche, das Pfarrhaus, die hell im

Sonnenglanz leuchtenden Felder und die grünen Wiesen.

Und dann tropften die Thränen aus Lise Hagens Augen, und der ganze Schmerz kam über die, die völlig allein, ohne Eltern und Verwandte auf der Welt stand.

Und zu allem, was die Verlassenheit mit sich bringt, nun auch noch von der Heimat, nun auch noch in die Fremde gehen müssen aufs Ungewisse, — das schuf ein grenzenloses Heimweh in ihrer Brust.

Als ein sanfter Wind aufkam, raffte sie sich auf. Noch einen letzten Blick, dann stieg sie hinab. Aber auch drunten hemmte sie noch einmal den Schritt und richtete das Auge auf eine alte, majestätisch emporgewachsene, mit kräftigen Nebenästen geschmückte Buche.

Zu ihr wallfahrten seit Menschengedenken die Einwohner der Dtschaften ringsum.

Zwei Äste waren aneinandergewachsen und gaben bei der leisesten Erschütterung ein eigenartiges Knarren von sich. Diesem seltsamen Geräusch lauschten die Dörfler wie einst im Altertum die Menschen der weis-sagenden Sprache einer geheimnisvollen Priesterin.

Großer Volkskalender für 1900.

Wenn die Einwohner ihre Fragen an den Baum richteten und er stumm blieb, so wollte der Schöpfer, der durch ihn zu den Menschen sprach, nicht antworten; sie mußten dann wiederkommen. Wenn er aber antwortete, so war ein einmaliges kurzes Knarren ein Nein! Was sie hofften, wünschten, erbatene, wurde ihnen nicht. Wenn er aber dreimal knarrte, so deuteten sie es als glückbringende Verheißung.

Während Lise mit flehendem Auge empor sah, sprach sie einen einst von einem schlaun Kloßmacher im Dorfe erfundenen, ihm, wie er behauptet hatte, durch höhere Eingebung gewordenen und gegen Erlegung von einem Geldstück bei ihm einzuhandelnden Spruch, der also lautete:

„Wenn du heut reden magst, so bitt' ich für und für, Sprich deutlich auf mein Fragen mir.“

Dies vorausgesandt, hob Lise an: „Werd' ich in der Stadt einen Dienst finden?“ Ängstlich spähte sie hinauf, aber der Baum schwieg, und das abergläubische junge Mädchen veränderte traurig die Mienen.

Hierauf flüsterte sie, die Einleitung wiederholend, zagnützig und so leise, als ob die Gegend, die Flur, der Wind, die Luft es hören könnten, es aber nicht hören sollten: „Werd' ich Jochen in der Stadt treffen?“

Nun knarrte der Gefragte einmal, aber nur einmal, unheimlich vernehmbar.

Sie fuhr zusammen. Dann, nachdem sie auch diese Enttäuschung überwunden hatte, flüsterte sie, sehnsüchtig ihre Blicke emporrichtend, noch eine dritte in ihrer Brust verhallende Frage.

Und wiederum erfolgte ein Nein, und derartig ergriff sie diese letzte Schicksalsantwort, daß sie das Haupt tief, tief sinken ließ und daß heiße Thränen, die ihr aus den Augen rannen, in das grüne Gras sickerten.

Nun war alles aus! Nun war auch diese einzige letzte Hoffnung verloren!

Nun war das hin, was sie noch als kleinen, armen-seligen Funken in ihrem Herzen genährt hatte. Sie sah auch nicht, während sie dann vorwärts schritt, was um sie her vorging. Sie hörte nur, daß einmal ein Pferd auf einer Wiese in einem unruhig sehnsüchtigen Tone wieherte.

Das bewegte sie; sie trat an die das Feld ein-friedigende Pforte und rief: „Lise, Lise!“, und der Gaul, gleich einem liebebedürftigen Kinde, kam herbei und schnupperte mit warmem Atem an ihrer ausgestreckten Rechten.

Als sie sich aber, nachdem sie seinen Kopf gestreichelt, entfernen wollte, traf sie ein stummer, trauriger Ausdruck, als ob das Tier sagen wollte: „Du hast es gut, du gehst nach Haus. Ich bleibe, Wind und Regen ausgefetzt, Tag und Nacht auf der Weide.“

Ja, das Tier hatte auch Heimweh; es litt auch an der furchtbaren Krankheit, unter der sie schier zusammenbrach.

Wie beneidenswert waren andere Geschöpfe, zum Beispiel die Vögel. Sie zwitscherten so süß singend in der Luft, und drüben vom Wiesenwall drang der

Duft vom Geißblatt zu Lise hinüber, von demselben Gewächs, das einst, im vollen Wachstum, ihrer Eltern Häuschen umzingelt hatte. — Ach, wie war sie doch so seelenfrank! Wenn jemand jetzt gekommen wäre, hätte sie an der Hand gefaßt und gesagt: „Falls du zehn Jahre die Schweine bei mir hüten willst, dann kannst du bei mir bleiben, Lise!“, sie hätte die Hand geküßt. Dann würde gleich der fürchterliche Druck, der ihre Brust beschwerte, von ihr genommen sein.

Aber es kam niemand. Es ging nicht einmal ein Handwerksbursche vorüber; es kroch nicht einmal ein lebendiges Tierlein, eine schmutze, glitzernde Eidechse oder ein gepanzertes Käferlein durch den am Wege vom Wind aufgetürmten Blätterhaufen.

Nachdem Lise eine Stunde gewandert war, setzte sie sich auf einen Stein und knöpfte sich ein am Stiefel losgegangenes Schuhband fest.

Und während sie so beschäftigt war, drang lustiges Singen von der Landstraße her zu ihr herüber. Da war ein Mensch, endlich ein Mensch und dazu noch einer mit jener Fröhlichkeit im Herzen, nach der ihr so sehnsüchtig verlangte.

Es war ein junger, schmucker, kräftiger Bauer mit einer bunten Soldatenmütze auf dem Kopf, mit einem kleinen Koffer in der einen und einem kräftigen Stock in der andern Hand.

Und dieser Mann war, zu Lises namenloser Überraschung und Glückseligkeit, Jochen Kranz, der Bruder desjenigen, bei dem sie bisher in Arbeit gestanden, und der sie hartherzig davongejagt hatte. Nach dreijährigem Dienste war er nun, zum Gefreiten befördert, seiner Thätigkeit enthoben und kehrte ins Heimatdorf zurück.

„Lise, Lise! Wo kommst du her? Wo willst du hin?“ stieß der junge Bursche nicht minder betroffen heraus, näherte sich ihr rasch und brachte seine Freude zum Ausdruck.

Lise gab Antwort, aber schon bei den ersten Worten weinte und schluchzte sie gar heftig, so daß sie am Weiterreden verhindert wurde. Erst als der mitleidige junge Mensch ihr mit seinem Sacktuch die Backen wischte und herzlich tröstend und ermunternd auf sie einsprach, gewann sie ihre Fassung zurück. Sie erzählte, daß sie den Kranzhof habe verlassen müssen, weil der Heinrich, sein Bruder, ihr fortwährend in Stall und Scheune, aber auch im Freien beim Melken mit Liebesanträgen gekommen wäre. Sie

habe ihn zur Prüfung gefragt, ob ihn ernsthafte Absichten leiteten, ob er sie, die zwar elternlos und arm, aber unbescholten sei und etwas leisten könne, zu seiner Frau machen wolle, — da habe er sie mit einem Blick angesehen, als ob sie irre rede. Eine Antwort habe er ihr nicht gegeben, wohl aber sie ferner aufs zudringlichste belästigt. Zuletzt habe sie sich alle seine Annäherungen schroff verboten, und von diesem Tage an sei es mit ihrem Wohlbehagen auf dem Hof vorbei gewesen. Fortwährend habe er sie zur Strafe schikaniert, getadelt, roh gescholten und behandelt.

Sie habe sich nun doppelte Mühe gegeben, alles gut zu machen, da sie fortwährend in der Furcht gelebt hätte, er würde sie bei irgend einer Gelegenheit aus dem Dienste jagen.

Einmal, in den letzten vierzehn Tagen, hätten die im Abnahmehaus wohlgesprochen und gesagt:

nenden Eltern sie an sie wäre ein ordentliches Mädchen, sie wäre ein Schatz für den Hof. Sie solle nur so bleiben und nach dem Rechten sehen. Es werde ihr Schaden nicht sein. Es wäre notwendig, daß eine pflichttreue Person sich der Wirtschaft annehme, da ihr Sohn Heinrich allzuviel herumflaniere, den Mädchen im Dorfe nachstelle, sich auch nicht selten betrinke, statt sich als solider Mann eifrig und nüchtern um seine Pflichten zu kümmern.

Sie hätte ihnen gedankt und ihnen versprochen, nach wie vor arbeitsam und pflichttreu zu sein. Und es wäre dann auch leidlich

gut mit Heinrich gegangen, da er sich an ein anderes Mädchen, an die Jüngste vom Hofbesitzer Schinkel, herangemacht hätte. Sie hätten schon im Dorfe erzählt, es gäbe nächstens eine Verlobung zwischen ihnen. Aber als sie ihn einmal sinnlos berauscht gesehen und er in diesem Zustande sie wie ein wildes Tier angepackt habe, da sei sie vor Angst ins Haus geflüchtet und habe den Niegel vorgeschoben. Der alte Schinkel aber hätte Heinrich am nächstfolgenden Abend im Lindenwirthshaus gesagt: „Ne, mein Jung! Mit Grete un di kann dat niks wern. Se will di nich. Du hast bi ehr verspeelt!“

Von diesem Tage an habe Heinrich wieder seinen rachsüchtigen Unmut an ihr, an Lise, ausgelassen. Als sie die Milcheimer zum Trocknen hinter das Haus gestellt, habe er einen ergriffen, mit dem Finger oben inwendig den Rand ausgewischt, ihr dann denselben Finger vor die Augen gehalten und gefragt,



Lise gab Antwort, aber schon bei den ersten Worten weinte und schluchzte sie gar heftig.

ob das Sauberkeit sei. Und als sie erwidert habe, das sei Farbe, die habe sich von der Trockenheit gelöst, hätte er ihr zugerufen: „Solt Muul, sunst hau it di en achter de Dhr'n!“

Und so brutal sei er auch gegen den Knecht und die Lohnarbeiter gewesen. Wie ein Verrückter hätte er sich gebärdet. Abends sei er vor ihre Kammer gekommen und hätte verlangt, daß sie aufstehe und ihm Kaffee kochen solle.

Sie hätte sich so gefürchtet, daß sie nicht geantwortet, sondern gethan hätte, als ob sie im tiefen Schlafe läge.

Da habe er die Thür eingestossen und sei hereingekommen, sie aber sei in ihrer furchtbaren Angst durchs Fenster in den Hühnerhof gesprungen und halbnacht zu den Alten ins Abnahmehaus geflohen.

Die hätten sie nicht nur aufgenommen, sondern die alte Frau habe sie zu sich ins Bett gesteckt. Alles übrige wäre kurz zu berichten.

Heinrich habe ihr, weil die Alten ihre Partei genommen, gefündigt und gesagt, sie solle sich sofort fortissheren und auch das Dorf verlassen. Wenn sie letzteres nicht ebenfalls thue, so werde er sie totschlagen. Und da wäre sie, von Angst ergriffen, ohne von Jochens Eltern Abschied zu nehmen, heut morgen in ihre Kammer gegangen, habe ihr Bündel gepackt und den Weg in die Stadt angetreten.

Jochen Kranz hatte alle dem in größter Gemütsbewegung zugehört. So beschäftigte ihn ihr Bericht, daß er anfangs nicht recht Worie zu finden wußte. Er vergegenwärtigte sich, wie er es zu Haus finden werde, daß er, als Zweiter, Jüngerer, keine Rechte auf Hof und Vermögen besitze, daß sein Bruder Eigentümer und Herrscher und er selbst gegenwärtig im Grunde nicht besser daran sei als das arme Mädchen.

Erst wenn seine Eltern gestorben, besaß er Ansprüche und erhielt das, was ihnen jetzt von Heinrich zuerteilt ward. Jochen war in Zukunft nicht schlecht gestellt, vorausgesetzt, daß ein ordentlicher Mann das Bestehende verwaltete, erhielt und vermehrte. Verschleuderte er es aber, dann konnten schon die alten Leute bei Lebzeiten Hunger leiden.

Es war also bei einem wüsten Leben und bei einer unverständigen Handhabung, wie jetzt, Besitz und Eigentum für alle gefährdet, und beizeiten einzuschreiten, war eine Pflicht, eine unabwendbare Notwendigkeit.

Nach diesen Gedanken beschäftigte Jochen das Schicksal des armen, verlassenen Mädchens, dem er schon immer gut gewesen war, ja, das er liebte und das ihn während dieser Unterredung noch mehr ans Herz gewachsen war. Er wußte, daß seine Mutter nur lobte, was Lob verdiente, daß wenn sie eine Zuneigung für jemanden faßte, diese Person einen Wert besaß. So hatte Lise sich also in den drei Jahren bewährt; so war sie wirklich das, was er stets von ihr gehalten hatte. Überdies war sie ein sehr schmuckes Mädchen mit frischen, gesunden Farben, mit einer schlanken Körperfülle, die seinen Sinnen wohl gefiel.

Diese Vorzüge wurden noch erhöht, weil sie sich ihres hübschen Außern gar nicht bewußt war.

Aus all diesem setzten sich zwei Entschlüsse in Jochen fest: Er wollte sich Lises annehmen, und er wollte, es mochte darnach kommen, was wollte, im Hause reine Bahn machen.

Schon war von dem, was Lise berichtet hatte, einiges in der Stadt an sein Ohr gedrungen; niemals hatte er überhaupt in seines Bruders Fähigkeiten rechtes Vertrauen gehabt.

Setzte sein Bruder sein wüstes Leben fort, dann wollte er ihn unter Vormundschaft stellen lassen und selbst die Wirtschaft in die Hand nehmen. Daß dies möglich sei, daß man beizeiten so handeln müsse, hatte ihm einer in der Kompagnie, der im gleichen Fall gewesen, erzählt.

Nun fragte es sich nur, wohin er Lise bringen sollte. In die Stadt? Er kam eben daher; er wußte, wie es dort zuing. Nein, das ging nicht! Lise war zu hübsch und wohlgebildet. Schon regte sich bei dem bloßen Gedanken die Eifersucht. Andererseits wollte er sie auch nicht mit ins Dorf zurücknehmen. Er traute seinem Bruder jedes Unrecht zu.

Plötzlich kam's über ihn, daß er auf einem Gute, das nicht weit ablag, vor dem er sich vor einer Viertelstunde erst von seinem Leutnant, der zum Reservendienst kommandiert gewesen und gerade jetzt eben auf seinen Besitz zurückgekehrt war, getrennt hatte, für Lise Anfrage halten konnte.

Und wie gedacht, so gethan. Er sagte ihr, was er vorhabe, ließ sie, als sie dort angekommen waren, vor der Gutsallee warten und begab sich — jetzt freilich etwas bekloffen — ins Gutshaus hinein.

„Na, Jochen Kranz! Sie schon wieder da? Was ist denn?“ fragte der Gutsherr, der sich eben im Hause neben seiner Frau zum Frühstück niedergelassen hatte, freundlich und ermunternd.

Jochen erzählte, was ihn herführte; ja, er verschwieg gar nichts. Er bat, daß Herr von Ende sich seiner Braut annehmen möge.

„So, so, Ihre Braut, Kranz! Ja, das ist etwas anderes! Nicht wahr, Anneken? Unter solchen Umständen wollen wir uns des Mädels annehmen.“

Und Jochen dankte mit vielen Worten, holte Lise Hagen herbei, der gleich ihre Kammer angewiesen wurde, und machte sich dann, nachdem er von dem Mädchen herzlichen Abschied genommen und versprochen, bald von sich hören zu lassen, auf den Weg nach Hause.

Zufällig fand er, als er den Kranzhof betrat, seine Eltern und seinen Bruder beisammen; aber nicht in gutem Einvernehmen, vielmehr unter Verhältnissen, die ihn geradezu erschütterten.

Seine Mutter lag, nach einem furchtbaren Wortwechsel mit dem Sohn, von einem Schlaganfall betroffen, sprachlos im Lehnstuhl. Eben hatte der Alte, besinnungslos vor Zorn, Schmerz und Erregung, Heinrich gepackt und schüttelte den sich wütend Wehrenden wie eine Kaze.

„Ah, ein Nagel bist du zu meinem Sarg! Ich sollte dich totschlagen, ich thäte ein gutes Werk! Aber

ein Vater den Sohn! — Mach, daß du hinaus-
kommst und —“

Da erschien Jochen.

„Das trifft sich, wie von Gott geschieht! Ah, Jochen, du, du, mein lieber Junge! Das ist Gottes Fügung,“ fuhr er fort und zog ihn an sich. Und dann wieder zu Heinrich, der sich ihm entwunden hatte und giftsprühend an seinen Kleidern ordnete: „Nun, hörst du nicht? Elender, Nichtswürdiger! Da liegt deine treue Mutter, die du durch deinen Unfrieden bis ans Grab gebracht hast.“

Aber nun hielt es auch den leidenschaftlichen Menschen nicht mehr. Er ergriff einen Stuhl und erhob ihn mit den Wutgebärden eines Totschlägers gegen seinen Vater. Auch sprühten furchtbare Worte von seinen Lippen. Er werde nicht freiwillig gehen; er sei Erbe und Herr! Wenn aber doch, dann siede er ihnen das Haus über dem Kopfe an.

Zunächst fiel Jochen dem von Rachsucht verzehrten Menschen in die Arme. Er riß ihm den Eichenstuhl aus der Faust und stellte sich schützend vor seinen Vater auf. Dann sprach er, sich mit aller Kraft zwingend: „Höre, Heinrich, was ich dir sage! Schon unterwegs hörte ich von Lise Hagen, was aus dir geworden ist, wie du dem Mädchen nachgestellt hast, wie du hier lebst und wirtschaftest, ohne Vernunft und Einsicht, dich betrinkst und unser Hab und Gut vernachlässigst und entwertest. Doch das soll alles vergehen und vergessen sein, aber versprich, daß du von heute ab ein anderer werden willst.“

„Freilich, den Hof mußt du erst einmal wieder abtreten. Ich will ihn verwalten. Kommst du dann zurück als ein ordentlicher Mensch, so soll er wieder dein eigen werden. Das verspreche ich dir. Ich will dein Besitz, ich will aber nicht, daß unsere Eltern durch dein süßes Treiben an den Bettelstab gelangen. Ich will auch selbst nicht, daß ich um mein Erbe komme. Nun antworte! Daß du hier nicht bleibst, ist sicher. Ich habe in der Stadt mich erkundigt. Wir können Einwand erheben, können dich wieder außer Besitz stellen. Das Gericht steht uns in solchen Fällen zur Seite.“

Er wurde in seiner Rede unterbrochen, weil eben die alte Frau, in dem Bestreben, sich zu rühren und zu reden, eigentümlich wimmerte und herzbewegende Töne von sich gab. Auch traten ihr die Augen unheimlich hervor, und nur der eine Gedanke beherrschte jetzt den alten Bauern und seinen Sohn, möglichst rasch Hilfe herbeizuholen.

„Ah!“ rief der alte Mann, erhob die langen Arme an dem langen, knöchigen, gebückten Körper und griff sich an die halbkalte Stirn. — „Das, das müssen wir erleben im Alter nach langer, schwerer Arbeit und Entsaugung. Ah! ah! Fluch über dich! — Fluch über den Augenblick, wo du geboren wurdest! —“

Die letzten Worte richtete er an Heinrich, der schon wieder hatte anheben, der gegen seinen Bruder sich hatte aufstrotzen wollen.

„Vater, Vater!“ rief Jochen, „nicht mehr! Nimm die Worte zurück.“

Und: „Heinrich, Heinrich!“ fuhr er stehend fort, näherte sich seinem Bruder und zog ihn, den doch diese Worte tief erschüttert hatten, entschlossen ins Freie.

Immer von neuem, wie ein Prediger, sprach er auf seinen anfänglich noch zum Widerspruch und zur rachsuchtigen Abwehr anhebenden Bruder ein, hielt ihm alles vor und wies auf die endlichen Folgen hin. Aber er malte ihm auch die Zukunft in schönen Farben aus. Er hatte sich mit den Eltern wieder versöhnt, er besaß eine gute Frau und prächtige Kinder, sah alles gedeihen, sah den Wohlstand sich vermehren, war geachtet von jedermann, war nach schwerer Prüfung ein anderer geläuterter Mensch geworden.

Jochen Kranz hatte von der Natur viel Verstand und Intelligenz mitbekommen; er hatte auch in der Schule mit vielem Nutzen gelernt. Er war ein Mustermensch an Pflichttreue, verständigem Sinn und Herzensgüte zugleich.

Und wirklich gelang es ihm, auf seinen Bruder allmählich einzuwirken.

„Ja! Ja! Aber wo schall ik hin?“ warf er, noch trotzig im Ton, aber doch schon zweifelnd hin, als sie ans Ende des Dorfes gelangt waren.

Doch Jochen mußte auch dafür Rat. Sein Bruder hatte ebenfalls gebiet, er war ein kräftiger und fähiger Mensch. So war er geschult. Jochen riet ihm, er möge sich als Oberwärter in einem Krankenhaus anwerben lassen oder wieder in die Kompagnie als Unteroffizier einzutreten suchen.

Aber das wies Heinrich Kranz gleich schroff zurück.

Er wollte wohl arbeiten, er wollte wohl, da er gegen seine Mutter sich so schwer vergangen hatte, büßen, aber er wollte Freiheit und Lust. Er würde für mehrere Jahre auswandern. Wenn die Alten ihm bares Geld geben wollten, so sei er bereit, gleich abzureisen und sich von Hamburg nach Chile einzuschiffen. Dahin hatten sie Beziehungen, weil schon andere vom Dorfe dorthin übergesiedelt waren.

„Es ist gut!“ erklärte Jochen. „Ich werde mit dem Vater sprechen. Nun aber will ich erst mal zum Doktor hinein, daß er unserer armen, guten Mutter hilft.“

Er reichte seinem Bruder mit ernster Miene die Hand und trat ins Haus. Jener aber schlug sich seitwärts, trat später in den Krug, forderte zu trinken und setzte sich, tief grübelnd, in eine Ecke.

Nach diesen Vorgängen war fast ein Jahr verstrichen. Die alte Frau hatte sich von dem Schlage, der sie betroffen, erholt, der Alte rauchte froh gemächlich seine Pfeife, Jochen schaltete auf dem Kranzhof, und Heinrich, den zudem ein Ausflug in die Welt nicht wenig gereizt, hatte schon aus Chile Nachricht gesandt. — Soweit war alles gut, aber Lise Hagen hatte sich nach vierwöchigem Aufenthalt auf dem Gute plötzlich entfernt und war seitdem verschwunden.

„Sie habe eine sehr gute Stelle in der Stadt, wo sie rasch weiter käme,“ hatte sie der Frau erklärt, die sich ihrer in dieser Zeit sehr gutherzig ange-

nommen hatte. Sie hatte bald erkannt, welch ein Schatz das Mädchen war. Alles Zureden war ohne Erfolg geblieben; sie hatte ihrer Herrschaft mit vielen herzlichen Worten gedankt, war aber ihrer Absicht treu geblieben.

Jochens Kranz aber hatte sich ans Herz gefaßt, als ob ihm ein Stich versezt sei, als ihm bei einem durch die Umstände verspäteten Besuche die Frau des Hauses des Mädchens Fortgang mitgeteilt und ihre Verwunderung ausgesprochen hatte, daß er von diesen Entschließungen seiner Braut nichts wisse.

„Ob sie ihm gesagt habe, daß er sie so genannt habe?“ hatte er gleich unwillkürlich gefragt.

„Nein, das habe sie zufällig nicht gethan.“

Ob die Frau nicht wisse, wo Lise hingezogen sei, bäte er fragen zu dürfen.

Das könne sie, die Frau, nicht sagen. — Sie hätte zweimal um die Erlaubnis gebeten, sich entfernen zu dürfen. Sie habe angenommen, daß sie sich zu ihm ins Dorf begeben habe.

Und so war's geblieben. Alle Nachforschungen waren umsonst gewesen. Dem liebeskranken, jungen Mann, der sich nun die größten Vorwürfe gemacht hatte, sich nicht früher wieder um sie bekümmert zu haben, schien in der Folge die Sonne nur halb. Er ging ernst und stumm seiner Arbeit nach. Immer wieder sprach er mit seiner Mutter; sie allein vermochte ihn zu trösten. Sie erkärtete, es werde noch alles hell werden, er werde noch in Erfahrung bringen, wo sie geblieben sei.

„Aber dann gehöre sie sicher schon einem anderen,“ hatte Jochen jedesmal bedrückt erwidert.

Aber auch darüber hatte ihn seine Mutter beruhigt. Zulezt hatte sie ihm geraten, sich nach ihr durch die Polizeibehörde in der Stadt zu erkundigen. Sie könnte doch ermitteln, ob dort ein Mädchen mit Namen Lise Hagen in Dienst getreten sei.

Er hatte dann auch die bezüglichlichen Schritte gethan, aber sie waren vergeblich gewesen. Lise war nicht in der Stadt angemeldet.

Inzwischen geschah etwas, das wenigstens Klarheit in anderer Beziehung brachte.

Heinrich schrieb aus Valparaiso, daß er dort eine vorzügliche Stellung in einer großen Schlächtereierhalten und sich mit der sehr wohlhabenden Tochter des Hauses verheiratet habe. Er wolle drüben bleiben und mache seinen Angehörigen den Vorschlag, ihm,

gegen völligen Verzicht auf den Kranzhof, eine Barsumme auszubehalten.

Diesen Vorschlag nahmen die Eltern wie auch Jochen gern und willig an.

Nach allerlei Umständlichkeiten wurde die Angelegenheit geordnet. Das Geld wurde dem deutschen Konsul mit dem Auftrage überwiesen, es gegen vorherige Unterschrift von Heinrich unter die Verzichtsurkunde demselben auszuliefern.

Nun fehlte Jochens Glück, wie seine Mutter meinte, nur noch eins. Sie sprach auf ihn ein, ein tüchtiges, ordentliches und begütertes Mädchen im Dorf zu ehelichen. Jochen versprach auch mit Worten, solches

in Überlegung zu ziehen; innerlich freilich wurde dadurch nur der Schmerz um Lise immer wieder von neuem und immer stärker wachgerufen.

Als er sich an einem der folgenden Tage in der Frühe anschickte, die Stadt zu besuchen, um dort wegen einer Lieferung von Eiern und Butter Rücksprache zu nehmen, hielt er, wie einst Lise Hagen, auf der Höhe still und blickte sinnend ins Thal hinab.

Er freute sich als ein mit starkem Natursinn ausgerüsteter Mann über die herrliche Gotteswelt; es ging ihm so heiß und freudig durch die Seele, als er seinen eigenen, jetzt ihm gehörenden Besitz neben den großen Pappeln, die am Eingange standen, hervorschimmern sah.

Wenn nur dort Lise mit ihm schalten würde! Nun ergriff ihn heiße Sehnsucht. Unbegreiflich war doch ihr Verschwinden! War sie gar tot? Hatte sie sich ein Leid angethan? Plötzlich glaubte er es; Thränen traten ihm in die Augen, und langsam stieg er ins Thal hinab und setzte seinen Weg fort.

Nun gelangte er an die große Buche, an sie, zu der die Einwohner der Aberglaube trieb. Er verzog, solchen Thorheiten abhold, spottend die Miene, als er dort eine junge Bäuerin sah, welche die Hände erhoben hatte und sicher den Spruch des alten gaunerischen Kloßenmachers gen oben sandte.

Dann aber schrak er dermaßen zusammen, daß ihm die Knie wankten. Das war ja Lise, Lise Hagen! Im Nu flog er dorthin, möglichst leise, unhörbar. „Lise, Lise!“ schrie der Mann und umschlang jählings das vor Schreck erbleichende und dann mit Blutrot übergossene junge Geschöpf.

„Da bist du? Wo warst du? Wo kommst du her? Weshalb bist du fortgelaufen?“ So drängten



„Ach, wat geit mi de boom an,“ stöherte sie. „It hev di, it hev di!“

sich die Worte über seine Lippen, und voll Ungebuld forschte er in ihren Zügen und Augen.

Zuerst vermochte sie nicht zu sprechen. Schauer von Überraschung und Glückseligkeit flogen durch ihre Glieder und ihre Seele. Auch ließ sie nur zu gern geschehen, daß er ihre Antwort vorläufig gar nicht abwartete, sondern sie immer von neuem umschlang, an sich drückte und leidenschaftlich küßte.

Endlich ließ er von ihr ab und hieß sie, sich unter die Buche zu setzen und zu berichten.

Kurz war gesagt, was sie zu erzählen hatte. Zweimal hatte sie damals wieder den knarrenden Baum gefragt und stets hatte er Nein gesagt oder geschwiegen.

Da war sie, zumal da sich Jochen in den ganzen vier Wochen nicht hatte sehen lassen, und also sein Versprechen nicht gehalten, in noch größeren Kummer und in noch größere Schwermut versunken und hatte den Entschluß gefaßt, auf immer fortzugehen und zu verschwinden.

Ins Dorf konnte und wollte sie nie wieder zurück. Zu die Stadt zu gehen, fehlte ihr die Kraft. So hatte sie sich nach Dorstedt gewendet. Das war eine kleine, kümmerliche Dorfschaft, fünf Stunden entfernt, woselbst sich die Einwohner mit Torfstechen ernährten.

Hier hatte sie in den Mooren gearbeitet von früh bis spät; hier hatte sie sich vergraben, bis vielleicht doch der Tag kommen würde, an dem sie, von Sehnsucht übermannt, den Baum fragen, an dem sie sich ins Heimatdorf schleichen, ihnen, den Kranzens wieder ins Fenster gucken, selbst Kundschaft einziehen würde, wie es stand mit den Brüdern, mit den alten ihr so wohlwollenden Abnahmeleuten, wie es stand mit Jochen, ob er inzwischen ein Mädchen gestreit — — ?

„Und was hat heute der Baum geantwortet?“ fragte Jochen, den dieser Bericht so tief ergriffen, daß er gemeint, daß er sie immer wieder voll Nahrung und Zärtlichkeit an sich gezogen hatte.

„Er knarrte nur einmal, nachdem er mich lange, lange, wohl zehn Minuten warien ließ!“ war Lises bedrückte Antwort. Immer noch hatte sie den Glauben an dieses Dratel.

„Erkennst du denn nicht, welch ein thörichtes Aberglaube es ist, zu meinen, ein Baum könne das Schicksal der Menschen wissen und solche Zeichen geben? Siehst du nicht, wohin solche verderbliche Einbildungen führen?“ fiel Jochen kopfschüttelnd und fast ein wenig enttäuscht ein, daß ein vernünftiger Mensch sich von solchem Unverstande nicht wollte abbringen lassen.

Sie hob die Schultern, sie antwortete nicht.

„Min Lise? Lise?“ betonte Jochen.

„Ach, wat geit mi de Boom und all dat övrige an, min Jochen!“ flüsterte sie. „It hev di, it hev di! Min Hart is so vull vun Lev un Glück! Hest mi denn wirklich lev? Wist mi to din Fru maken?“

„Ja, min leve, söte Dirn! Ja! Un nu kumm! De Stadt hett Tid! Nu wüll'n wi ersmal nach den Kranzhof torüg, un it will to min leve Mudder un to mi Vadder seggn: Hier, Mudder, is Lise, min söte Brut, un in jös Wochen (sechs Wochen) min allerlevste Fru!“

In diesem Augenblicke knarrte der Baum zufällig dreimal. Es klang wie Amen, und als oben in der Luft auch noch zwitschernde Vögel anhoben, da flogen solche Seligkeitschauer durch des Mädchens Körper, daß nun sie mit langen, zärtlichen Armen Jochens Hals umschlang und ihm in ihrer leidenschaftlichen Glückseligkeit schier den Atem nahm.

Statistenglück.

Von Maximilian Schmid.



auf einem Maskenballe war's, da lernten sie einander kennen. Sie war, wie man sich auszubringen pflegt, zum „Unbeißten hübsch“ und dabei aus gutem bürgerlichen Hause. Die schönsten blauen Augen, goldblonde Haare waren ihreigen; Nanni aber war ihr Name, und „Nannerl“ nannte sie der junge Mann, der sie liebte, und das war der Rechtspraktikant Robert Wif-

linger. Er konnte gleich „hübsch“ Anspruch machen mit seinem kleinen dunklen Schnurrbärtchen, seinen kohlschwarzen Haaren und den dunklen, feurigen Augen. Nanni war als Wiesbacherin, Robert als Masaniello maskiert gewesen. Was nach einem dreimaligen Tanzen herauskam, war das gegenseitige Versprechen, daß er unter dem Buchstaben N. N. „poste restante“ an sie schreiben und sie unter X. X. antworten wolle. Unserm Robert war es aber bald damit nicht genug, und so schlug er ihr eine Zusammenkunft im Hofgarten nachmittags zwischen zwei und drei Uhr vor.

Nanni fand das angemessen. Warum sollte sie ihm am hellen Tage nicht begegnen dürfen? Auch sie sehnte sich, Masaniello, den italienischen Fischer und zärtlichen Brieffschreiber, in seiner gewöhnlichen Tracht kennen zu lernen. Robert wartete nicht umsonst auf sie.

Der erste gegenseitige Eindruck war, daß beide einander noch viel hübscher fanden, als auf dem Maskenfeste. Dann aber teilte man sich die Personalien: Alter, Geburt, Stand der Eltern, Beschäftigung u. s. w., auf ehrliche Weise mit.

Robert erfuhr so, daß Nanni die Tochter eines hiebrern Bäckermeisters sei, daß sie eine sehr gebildete und vernünftige Mutter habe und sie selbst bis vor wenigen Jahren die höhere Töchtertschule besucht habe.

Dem Mädchen dagegen wurde ihrerseits bekannt, daß Robert gegenwärtig bei dem Advokaten Dr. Berg-

hold praktiziere und demnächst die Staatsprüfung mache, um sich nachher selbst als Advokat niederlassen und dann auch — heiraten zu können.

Das war alles sehr schön und solid, und Nannerl nahm keinen Anstand, anderthalb Wochen später ein zweites Mal zum Stellbischen zu kommen. Bei diesem wurde dann die beiderseitige Versicherung laut, daß man sich sehr auf die Zusammenkunft gefreut, ja sogar sich darnach gesehnt habe, und Robert suchte dem Mädchen durch ein Blumensträußchen seine Gefühle noch besser anzudeuten, kurz man hatte sich schon sehr, sehr lieb. Sie gingen seelenvergnügt im Hofgarten auf und ab, und trotz des kühlen April-tages war es ihnen heiß bis ins innerste Mark hinein.

In den Zweigen der alten Kastanienbäume aber saßen derweilen die Amseln und Finken zum Entzücken.

Die beiden schieden mit zärtlichem Blick und Händedruck. Zu einem dritten Stellbischen wagte aber das ehrbare Bürgermädchen nicht zu kommen, ohne mit der Mutter darüber gesprochen zu haben.

Die Frau Bäckermeisterin war eine behäbige praktische Frau nach altem Schrot und Korn. Sie hatte zwar keine höhere Töchterschule besucht, aber sie liebte es, für „gebildet“ zu gelten. Das Geständnis ihres Töchterchens war ihr nichts weniger als unangenehm. Ein tüchtiger Advokat als künftiger Schwiegerjohn, das paßte ihr, nur wollte sie sich von den reellen Absichten des jungen Herrn überzeugen; sie wollte ihn kennen lernen und, falls sich alles so verhielt, wie er dem Nannerl „vorgeplauscht“, — nun, so wollte sie nicht zögern und ihren Mann, den Bäckermeister, für den Gedanken gewinnen, daß unser Nannerl „Frau Doktorin“ würde.

Deshalb begleitete sie selbst ihr Töchterchen zu dem dritten Stellbischen im Hofgarten. Aber siehe da — der Herr Rechtspraktikant ließ sich nicht sehen — oder vielmehr: er verschwand, als er die Tochter in Begleitung ihrer behäbigen Frau Mutter erblickte. Nannerl selbst aber hatte ihn auf einen Moment doch gesehen. Sie entschuldigte ihn, aber die Frau Bäckermeisterin meinte, wenn er ehrliche Absichten habe, brauche er nicht vor der Mutter Reißaus zu nehmen.

Nannerl verteidigte ihn zwar auf das entschiedenste, aber die mißtrauische Frau hatte nun einmal ihren Verdacht geschöpft und war davon nicht mehr abzubringen. Sie verbot ihrer Tochter, sich weiter zu „kompromittieren“, und verlegte sich vorerst auf Erkundigungen. Die Besitzerin des Hauses, in welchem Dr. Berghold wohnte, war eine Bekannte von ihr; zu dieser ging sie und ließ sich von ihr alle die Personen aufzählen, welche in der Kanzlei des Dr. Berghold beschäftigt waren. Und siehe da! Der Name Robert Wisflinger war nicht darunter. Also — erste Lüge.

Robert war aber daran unschuldig. Er hatte schon seit einigen Wochen seine Praxis auf der Polizei begonnen, da die Rechtspraktikanten, wie bekannt,

vor dem Staatsexamen bei all den verschiedenen Verwaltungsbehörden nach und nach arbeiten müssen.

Die vorsichtige Mutter aber war fest überzeugt, daß der junge Mann ein Schwindler sei.

„Nannerl,“ sagte sie zu ihrer Tochter, „dein Robert ist ein Komödiant, nichts weiter. Sollte er es je wieder wagen, dich anzusprechen, so sag ihm, er soll seiner Wege gehen.“

„Aber seine Augen können nicht lügen!“ wendete die Tochter ein.

„Ach, was Augen — ein Komödiant bringt das leicht zuwege. Mir hat auch einmal ein solcher Windbeutel den Hof gemacht. Er hieß Neblaus. Auch ich war schwach genug, seinen Reden zu glauben, obwohl er sich einmal für einen Künstler, ein anderes Mal für einen Forstmann ausgab, sich einmal gar als Offizier vorstellte und mich jedesmal fragte: „Kommen Sie heute ins Theater? Da können Sie mich sehen.“ So ging ich denn einmal hin, und was habe ich sehen müssen? Neblaus als Statisten auf der Bühne. Nichts als ein Statist war der Kerl. Na, wie ich den abfahren ließ, als er mir wieder nahe kommen wollte! Und somit hat's auch bei dir jetzt ein Ende zu nehmen, sonst sag' ich's dem Vater!“

Der Wille der Mutter mußte vorerst respektiert werden, so hart es Nannerl auch ankam, denn ihr Glaube an Robert ward trotz alledem nicht im mindesten erschüttert. Er hatte eben zu schöne, liebe Augen!

Ganz zufällig begegnete sie ihm da eines Tages beim Hoftheater. Sie war soeben im Begriffe, sich an der Kasse für eine der nächsten Vorstellungen Billette zu lösen. Obwohl sie der Mutter versprochen hatte, ihm kein Gehör mehr zu geben, konnte sie es doch nicht übers Herz bringen, ihn so ohne weiteres stehen zu lassen, als er sie ansprach.

„Mein Fräulein, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen,“ sagte er mit glücklichem Lächeln. „Warum antworteten Sie mir nicht mehr auf meine Postrestante-Briefe?“

„Weil mir Mutter verboten hat, sie abzuholen,“ antwortete sie schüchtern.

„Ihre Mutter — sie weiß also —?“

„Natürlich. Sie weiß auch, daß Sie nicht bei Dr. Berghold sind —“

„Wie? Sie hat nachgeforscht?“

„Also ist es so?“

„Ja. Jetzt habe ich auf der Polizei zu thun.“

„Auf der Polizei?“

„Ja, doch nur mehr wenige Tage; dann muß ich auf einige Wochen einrücken —“

„Einrücken?“

„Beim Leibregiment. Aber da Ihre Frau Mutter weiß, so halte ich es für angezeigt, daß ich mich in Person bei ihr vorstelle.“

„Aber Herr Wisflinger, bitte, sagen Sie mir aufrichtig — spielen Sie mit mir nicht Komödie?“

„Komödie?“ rief Robert. „Diese Frage könnte mich tränken. Sie kommen wohl auf diese Idee, weil Sie im Begriffe sind, sich ein Theaterbillet zu kaufen?“

„Ja, für den nächsten Sonntag,“ erklärte sie. „Am Montag ist mein Geburtstag, und so habe ich mir das als Geschenk ausbebeten. Doch ich glaube, es ist die höchste Zeit; es wird geschlossen.“

„Ich erwarte Sie hier,“ rief Robert der Davoneilenden nach.

Als bald kam Nannerl mit zwei Billetten zurück. Robert betrachtete sie genau, indem er sich die Nummern zu merken suchte.

„Dritter Rang rechts, Loge 3, Vorderplatz. Schade, daß ich schon morgen einrücken muß und so verhindert bin, ebenfalls — dafür aber werde ich Montag früh zu Ihnen kommen, um meine Gratulation darzubringen und mit Ihrer Frau Mutter mich bekannt zu machen. Ich komme in Uniform.“

„Aber —“

„Kein Aber!“ bat Robert. Da brach Nannerl die Unterhaltung rasch ab; denn sie sah eine Bekannte herankommen, die sie nicht zum Zeugen ihres Gesprächs mit dem jungen Manne machen wollte. Sie verabschiedete sich daher rasch und hörte kaum mehr, als ihr Robert nachrief: „Auf Wiedersehen am Montag!“

Nannerl ver schwieg ihrer Mutter vorerst die Begegnung. Sie lebte zwischen Hängen und Bangen. Daß eine Entscheidung eintreten müsse, war ihr klar.

Nun saß sie am Sonntagabend an der Seite ihrer Mutter in der Loge und entzückte sich an Meyerbeers „Afrikanerin.“ Dabei aber mußte sie doch stets an Robert denken. Sie suchte ihn mit ihren Augen im ganzen Hause, denn sie hoffte im geheimen, es möchte ihm doch möglich geworden sein, ihr hierher zu folgen und das Theater zu besuchen, um sie zu sehen. Schon begann der vierte Akt. Die Bühne stellte einen indischen Tempel dar, ein Ballet zu Ehren der wiedergekehrten Selika spielte sich ab. Da fiel es Nannerl auf, daß einer der Priester, gekleidet in lange, weiße Gewänder, die hohe, goldene Spitzhaube auf dem Haupte, unablässig zu ihr hinausblickte, ja sogar grüßend ein paarmal den Kopf neigte. Sie schraubte ihr Opernglas vor- und rückwärts; sie glaubte falsch zu sehen; denn der als indischer Priester verkleidete Statist da unten hatte ganz das Gesicht Robert Wisflingers, — sein Grüßen und Lächeln — nein, sie täuschte sich nicht, er war es, aber nein —

Wieder guckte sie durch das Glas, — wieder das-

selbe Grüßen. Aber der Grüßende vergaß dabei seine hohe Goldmütze. Diese hing bedenklich zu wackeln an und fiel ihm schließlich vom Kopfe. Hastig hob er sie auf und stülpte sie wieder auf sein priesterliches Haupt. Im Publikum lachte man, auch die Frau Bäckermeisterin lachte, nur unser Nannerl — das lachte nicht. Es wechselte die Farbe, denn jetzt hatte sie ihn ganz bestimmt erkannt; ja, es war Robert. Ein leiser Ruf der Verwunderung entfuhr ihr, es schwindelte ihr einen Augenblick, sie mußte nach einem Halt greifen.

„Was ist dir denn?“ fragte die Mutter.

„Jetzt nicht,“ erwiderte die Tochter, „daheim sollst du's erfahren.“

Der indische Priester Robert da unten, dem man aus Versehen keinen Bart umgethan hatte, ahnte nicht, was er für eine Rebellion im Herzen seiner Angebeteten verursacht hatte. Er war richtig beim Regimente eingerückt, und als er vernahm, daß eine



Ein leiser Ruf der Verwunderung entfuhr ihr.

Abteilung des- selben zur Vor- stellung ins The- ater kommandiert sei, um dort als Statisten den Chor zu verstärken — wie das bei allen größeren Vorstell- ungen geschieht —, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich gegen Extrahonorar in diese Abteilung ein- zutauschen. Er wollte sich das Verg- nügen machen, seine Auserkorene von der Bühne aus zu sehen, und als er

bemerkte, daß sie ihn erkannt, grüßte er vergnügt zu ihr hinauf, bis ihm die Mütze vom Kopfe fiel. Das trug ihm einen starken Verweis seitens der Regie ein, was ihm aber seine gute Laune nicht verdarb.

Nannerl aber wußte nichts von kommandierten Statisten und hielt sich nun wirklich für betrogen. — Schon auf dem Wege nach Hause klagte sie der Mutter ihre gräßliche Entdeckung.

„Mutter, du hast recht gehabt,“ sagte sie, mit den hervorbrechenden Thränen kämpfend, „er ist wirklich auch nur ein Komödiant — wie deiner! Schändlich! Schändlich!“

Sie berichtete dann, zu Hause angekommen, der Mutter ausführlich von ihrer letzten Begegnung mit Robert und meinte dann schließlich: „Es wäre mir ja ganz gleich gewesen, wenn er von Anfang an gesagt hätte, daß er am Theater nur Statist ist. Warum denn da lange Schwänke machen?“

Die Mutter sah in der Sache ganz ihren eigenen Fall und brütete auf Rache.

„Wenn er wirklich die Frechheit hätte, morgen in unser Haus zu kommen, dem würde ich heimleuchten!“ erglote sie.

Nannerl verbat sich zwar das; eine Lektion, so dachte sie bei sich, hätte er freilich verdient, das war nur billig, aber dann sollte auch Gnade für Recht ergehen. —

Nach einer schlaflosen Nacht brach der Geburtstagsmorgen an. Alle Geschenke vermochten das Herz des besorgten Mädchens nicht zu erfreuen. Da, gegen 11 Uhr, klopfte es, und Robert Wislinger, in seiner Uniform, erschien mit einem mächtig großen Blumenstrauß.

Bei seinem Eintritt erbeute das Mädchen, die Frau Mutter aber wischte sich den Mund ab, um ihn sofort in gehöriger Weise zu gebrauchen.

„Da ich weiß, daß Fräulein Nanni Sie bereits in Kenntnis gesetzt hat, verehrte Frau, und Sie davon wissen, daß wir — ich bin Rechtspraktikant Robert Wislinger —“

„Nur keine Frauen!“ unterbrach ihn die Frau Bäckermeister sehr entschieden. „Wir kennen uns und wissen schon, wer und was wir sind — ein Komödiant sind Sie, weiter nichts!“

„Ah, Sie spielen wohl auf gestern an?“

„Nicht auf gestern,“ rief sie erregt. Und nun hielt sie ihm sein ganzes Sündenregister vor. „Erst beim Advokaten, dann bei der Polizei, dann beim Militär, dann Statist — erlauben Sie mir, was ist da von allem das Richtige?“ schloß sie ihre erregte Rede.

„Das Richtige ist,“ rief da feurig der junge Mann, „daß ich Ihre Tochter liebe, daß sie mich wieder liebt und daß ich hiermit um ihre Hand bitte. Nicht wahr, Fräulein Nannerl, Sie sind damit einverstanden?“

„Meine Tochter einem Statisten?“ rief die Frau. „Da hört schon alles auf! Draußen wartet einer von unseren Bäckergejellen; soll Sie der hinausführen? Aber nein — in Anbetracht, daß meine Tochter — so red doch, dummes Ding! Sag ihm deine Meinung und bedank dich für eine solche Ehr, und daß er dich so angeschwindelt hat, der — der Herr Statist!“

Nannerl hatte Robert trotz des Verboies der Mutter zum Grusse die Hand gereicht, und als sie in seine leuchtenden Augen schaute, da hatte sie alles andere vergessen.

Jetzt faßte sie sich.

„Aber Mutter, warum soll man einen Statisten nicht auch gern haben können?“ fragte sie. „Vorangesetzt, daß er ehrlich ist. Und das ist Robert; schau ihn nur an! Mag's jetzt sein, wie es will, ich mag keinen andern zum Mann, als den da.“

„Du dumme Gans,“ schrie die Mutter; „mein Leben geb' ich die Einwilligung nicht dazu,“ rief die Frau, „und noch weniger der Vater. 's ist gut, daß er schläft, sonst —“

„Sonst würde er uns seinen Segen nicht versagen,“ ergänzte Robert.

„Verehrte Frau, Sie sind,“ so fuhr er dann fort, „in ganz irrigen Ansichten besangen.“

Und nun erklärte er ihr, wie der Irrtum entstanden, und zog schließlich seine Legitimationskarte aus der Tasche, um Mutter und Tochter schriftlich zu beweisen, daß er wirklich derjenige sei, für welchen er sich ausbebe.

Jetzt war es an der Frau Bäckermeisterin, verlegen zu werden. Da trat der Vater ein, die Frau eilte auf ihn zu und sagte: „Anton, der Herr da ist Herr Rechtspraktikant Wislinger, — er macht nur einige Wochen Dienst als Reservist, wird nächstens Advokat und hat um die Hand von unserm Nannerl angehalten. Die jungen Leute kennen sich schon lange, und ich hab' nichts dagegen, wenn du —“

„Ich? Wer bin ich?“ erwiderte der Bäcker gähmend. „Mir ist alles recht, was du machst.“

„Also darf ich hoffen?“ fragte der Rechtspraktikant. „Natürlich!“ rief Nannerl. „Gelt, Vater?“

„Ja, ja!“ gähnte der Bäcker.

Nun ging es an ein Händedrücken, und daß gar nichts fehlte, ward auch der Verlobungsstuf in bester Form gegeben. Ganz besonders aber gefiel es der Mutter, als Robert sich anschickte, ihr die Hand zu küssen. Die versöhnte Frau reichte ihm da den Mund hin und sagte lachend: „Jetzt g'falln S' mir!“

Dann folgte Einladung zum Mittagessen und — die Komödie ging gut aus: „sie kriegten sich.“



Pro patria

Schant, Hinkender, da kommt ein Stelzfuß daher, wie Ihr einer seid, — so meinte letztlich ein guter Freund vom Hinkenden, als sie selbänder über Land gingen — „es ist einer von anno 1870. Er hat sein Bein fürs Vaterland lassen müssen, oder — wie der Lateiner sagt — »pro patria«. Nun ist ein Bein gewiß etwas wert; wer eines verliert, weiß erst, was er daran gehabt hat; aber ich könnt' Euch einen nennen, der einen noch weit edleren Teil verloren hat und dennoch kein eisern' Kreuz dafür aufweisen kann, wie dort der Vater Möricke. Das bin ich selbst. Der Teil aber, den ich verloren und geopfert habe »pro patria«, auf dem Altare des Vaterlandes, das ist mein Herz; ja glaubt es nur: mein lebendiges Herz, und wie das zugegangen ist, das sollt Ihr gleich hören, derweilen wir so weiter schreiten. Zuvor aber zündet Euch nur noch geschwind die Pfeife von neuem an, sonst geht sie Euch unterdem aus, weil Ihr unter dem Zuhören am Ende das Rauchen vergeßt.“

Inno 70 war's, genau so wie beim Vater Mörcke, nur daß ich ein wenig jünger war als er. Dazumal diente er bereits im dritten Jahre und meinte, im nächsten Herbst von den Soldaten loszukommen — als das Soldatsein erst recht bei ihm anfing. Unserer aber drückte noch die Schulbank, weil's einmal so ist, daß die jungen Leute gar nicht genug davon lernen können, wie die alten Römer parliert und die alten Griechen philosophiert haben. Als aber drüben von Frankreich her die ersten Kanonenschüsse dröhnten, war es zu Ende mit den alten Klassikern, und wer halbwegs gerade Glieder hatte, warf die alten Scharfenten in die Ecke und meldete sich freiwillig. Das Melben aber war leicht, nur angenommen wurde nicht jeder; denn die Herren vom Militär merkten bald, daß sie Zulauf mehr als genug hatten; so wurden sie „schnellich“ und suchten sich fürsichtig ihre Freiwilligen aus der Masse aus. Sie maßen die jungen Helden auf den Centimeter genau in der Länge und in der Breite, betupften sie von vorn und hinten; der Doktor setzte ihnen ein langes schwarzes Rohr auf die Brust und horchte hinein, ob drinnen auch alles in Ordnung sei, und zuletzt, wenn wirklich alles stimmte, fragten sie nach dem Scheine von den Eltern, denn schwarz auf weiß wollten sie es haben, daß die gestrengen Herren Eltern auch wirklich ihr Söhnchen für den Krieg hergaben. Da zog mancher verdrießlich ab und ließ sich nicht wieder bei den Soldaten sehen, sondern fand sich eines Morgens still wieder auf der Schulbank ein.

Wer aber schlau war, stellte sich nicht in der Hauptstadt, wo der Zulauf so groß war, sondern mehr im Laude drin, wo ihrer nicht so viele kamen, um sich dem Vaterlande darzubieten. So machte auch ich mich eines Tages auf, nahm mein Ränzlein um und zog fürbaß ins Gebirge hinein, nach einer kleinen Festung. Dort, so dacht' ich, müßt' es mir gelingen, eingereiht zu werden in die Kriegerscharen. Und es war richtig kalkuliert! Der Kommandeur der Truppe war froh, mich einzustellen, und der Herr Doktor drückte ein Auge zu oder vielmehr ein Ohr, als er in die schwarze Röhre hineinhörte, die er mir auf die Brust gesetzt hatte, denn so ganz in Ordnung konnte es da unmöglich sein. Warum wohl aber?

Nun, das Herz des jungen Menschen war etwas außer der Ordnung; es hatte sich die letzte Zeit über allzu sehr mit einer jungen Dame beschäftigt, schlug deshalb viel zu langsam, wenn sie nicht da war, und wieder viel zu schnell, wenn sie da war. Das war mit dem genannten Rohr unsehlbar zu merken; aber der Doktor übersah es mit Wohlwollen; er dachte sich schon, daß nunmehr das junge Herz vor allem fürs Vaterland schlagen würde — und das ist bei einem Soldaten allemal die Hauptsache.

Ich stand also in Reih und Glied und marschierte und exerzierte, daß es eine Freude war. Vor wenigen Tagen noch die Schulbank drückend, war ich jetzt ein stolzer Krieger, dem ein mächtiger Säbel an der Seite hing.

„Was würden Vater und Mutter daheim für Augen

machen, wenn sie dich jetzt so sehen könnten,“ so dachte ich bei mir, „und wie würde erst Fräulein Marie die schönen großen Augen verwundert auf dich richten.“

Denn es muß gesagt sein: ab und zu schlug das Herz trotz alledem wieder unruhig; ja es verzehrte sich in heißer Sehnsucht nach dem vergötterten Mädchen — war es doch die Erste und Allererste, für die es entbrannt war!

Da — eines Nachts werde ich aus dem Schlaf geweckt; eine Ordonnanz klopfte derb wider die Thür; es ist Befehl eingetroffen, daß ich sofort mit einem Trupp Ersatzmannschaft ausrücken soll in Feindesland. Wer war froher als ich! Schon am Mittag befand sich die ganze Mannschaft auf dem Bahnhofe der Festung, und von da ging es mit dem nächsten Zuge in aller Eile nach der Hauptstadt. Hier sollte sich unser Trupp einem größeren Transporte anschließen, der soeben aus Infanterie und Artillerie, Pionieren und Kavallerie zusammengestellt wurde. Es blieben uns ein, zwei Tage Zeit, die wir dazu verwandten, um uns der Hauptstadt zu zeigen. Am Abende des zweiten Tages aber, Punkt 11 Uhr, hatten wir uns unsehlbar auf dem Bahnhofe einzufinden, um mittelst Extrazuges mitten nach Frankreich hinein gesandt zu werden.

Wie ich so in süßem Nichtsthun durch die wohlbekannten Straßen schlenbere, treffe ich einen Schulfreund, dem es nicht geglückt war, als Freiwilliger angenommen zu werden; ich zeige mich ihm, der mich arg beneidet, und erfahre so ganz nebenbei, daß am folgenden Abende — trotz all des Kriegsjammers! — eines jener Kränzchen stattfinden sollte, welche die angebetete Marie zu besuchen pflegte.

„Da mußt du hinkommen,“ sagte der Freund, „du wirst großartiges Aufsehen machen in deiner Uniform.“

„So? Meinst du?“ fragte ich zweifelnden Tones und war doch bereits fest entschlossen hinzugehen. Freilich begann das Kränzchen erst um 8 Uhr und um 11 Uhr sollte doch bereits der Militärzug abgehen; aber immerhin blieben zwei bis drei glückliche Stunden, um sich zu zeigen und mit ihr zu sprechen und zu tanzen.

Ich war der erste im Ballsaale; lange, lange mußte ich warten. Endlich erschien sie. Ich stürzte auf sie zu; erschrocken wich sie zuerst vor mir zurück, bis sie mich erkannte, um mir dann lächelnd die Hand zu reichen. Ich sah es ihr an: es gefiel ihr ausnehmend, daß ich aus dem Schulbus im Umfassen ein tapferer Krieger geworden war.

Leider war sie mit ihren Tänzen fast durchweg versagt; nur einen einzigen hatte sie noch zu ihrer Verfügung, und diesen gestand sie mir gern zu. Ich stand an der Säule wie eine Schildwache auf Posten und wartete geduldig; nur ab und zu konnte ich einen Blick, ein flüchtiges Wort mit ihr tauschen. Die Tänze zogen sich in die Länge; es wurde fast 10 Uhr, bis der Tanz an die Reihe kam, den sie mir zugesagt. Es war dies kein einfacher Kundtanz, kein Walzer und kein Schottisch, sondern ein Tourentanz, ein Tanz mit allerhand Figuren und Schnörkeln.

Ich merkte bald, derselbe zog sich ungebühlich hin. Es überfiel mich die Angst, der Tanz würde zu lange dauern; ich sagte deshalb meiner Tänzerin, sie solle es mir nur nicht übel nehmen, wenn ich den Tanz unterbreche; ich müßte bald auf den Bahnhof hinaus.

„Ach, Sie werden doch nicht,“ erwiderte sie, „das Schönste kommt ja erst.“

Ich ließ mich bethören und überließ mich ganz dem Zauber ihrer Augen und ihres süßen Geplauders. Wir hatten einander sämtlich an den Händen gefaßt und sprangen als eine einzige große bunte Kette durch den Saal; hastig brückte ich Marie die liebe, weiche, süße Hand und schaute ihr vergnügt in die schönen Augen, die lustig unter den dichten, seidenweichen Wimpern hervorglänzten. Da stehe ich plötzlich genau unter der Uhr, die hoch oben an einer Wand des Saales angebracht war, und sehe: der Zeiger steht weit über 1/2 11 Uhr. Zu Tode erschreckt — denn nun war es die höchste Zeit, daß ich ging — sage ich: „Fräulein Mariechen, um 11 Uhr muß ich auf dem Bahnhof sein; da fahren wir ab. Leben Sie wohl und denken Sie manchmal an mich.“

Damit will ich mich aus der Kette losmachen, aber meine Nachbarin zur Linken, vor allem aber meine Nachbarin zur Rechten, die angebetete Marie, halten mich beide entschieden fest und lassen mich nicht los.

„Sie werden doch jetzt nicht schon fortgehen wollen, wo es gerade am allerschönsten ist!“

sagt sie, lacht und zieht mich mit der Kette weiter.

„Ach, Mariechen, bestes Fräulein Mariechen, ich muß ja,“ erwidere ich angstvoll und rüttle an der Hand des Mädchens, die aber fest bleibt wie ein Schraubstock.

„Sie dürfen jetzt nicht fort,“ sagt sie und sieht mich dabei groß und ernst, ja böse an.

Nun, zwei Minuten, so denke ich, kannst du es ja noch wagen, inzwischen geht die Tour doch vielleicht zu Ende. Aber die Tour amüsiert so vortrefflich, daß alles schreit: „Noch einmal so, Herr Tanzmeister!“ und richtig springt die ganze Gesellschaft von neuem nach rechts und links — und ich — ich springe wie besessen mit und werfe voller Verzweiflung meine Beine in die Luft, daß alles hellauflacht, weil man meint, ich amüsierte mich königlich!

Jetzt aber ist's zu Ende mit meiner Geduld; ich reiße von neuem und ganz entschieden an der Hand meiner Tänzerin.

„Sie werden mir doch die Schande nicht anthun!“

raunt sie mir zu und sieht mich drohend, verzerrten Angesichts an. Beinahe wäre ich geblieben, aber da erscheint am Eingange zum Saale mein treuer Freund Wilhelm; er hat meinen Mantel und meinen Helm im Arm, während er mein Gewehr hoch über die Köpfe der Tanzenden schwingt.

„Komm,“ so ruft er, „es ist die allerhöchste Zeit.“ Nichts hält mich nun; ich mache mich gewaltjam und mit einem Ruck, mitten im Springen, von beiden Nachbarinnen mit einemale los, rufe: „Ich muß fort, adieu, Fräulein Mariechen, auf Wiedersehen!“ und stürze auf meinen Freund zu, nehme den Mantel um, das Gewehr zur Hand, setze den Helm auf und fort war ich. Die Kette der Tanzenden hinter mir zerfällt und etliche sehe ich noch gegen die Säulen fallen und zu Boden stürzen. Mir war's, als sei Mariechen mit eine von denen, die da stürzten. —

Mit Mühe und Not erreiche ich den Bahnhof; eine Minute später — und ich wäre zu spät gekommen.

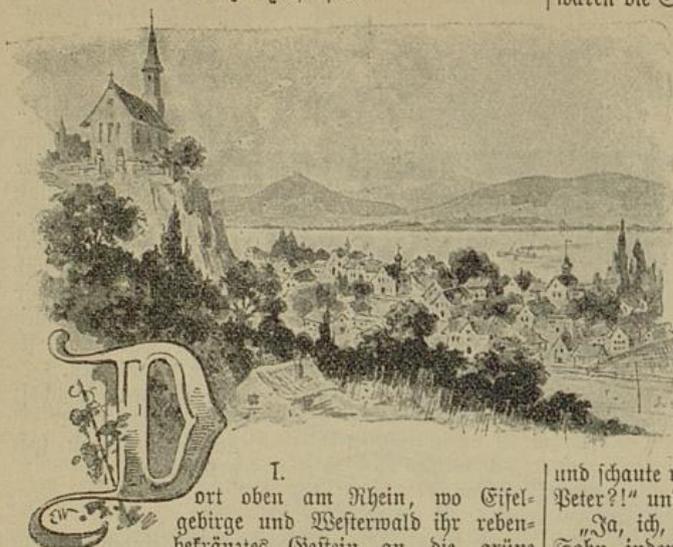


„Sie dürfen jetzt nicht fort,“ sagt sie.

In Feindesland, auf einjamem Posten, im nächtlichen Bivak, auf dem harten Lager der Quartiere — wie oft und heiß habe ich da zurückgedacht an die ferne Heimat und vor allem an dieses Kränzchen und an dessen schönste Blume, die angebetete Marie! Langsam vergingen die rauhen Kriegstage; aber der Friede kam endlich und damit der Heimweg. Nun bangte mir das Herz, was wohl in-

zwischen aus Marie geworden sei; ob sie meiner wohl gedacht hätte? Je näher wir der Heimat kamen, desto bänger wurde mir zu Mute, denn immer deutlicher trat mir nun der fürchterliche Schluß des letzten Tourtanzes vor die Augen. Mit blühenden Augen, stolz erhobenen Kopfes marschierten die Kameraden neben mir, als wir, geschmückt mit grünen Reifern, durchs alte Thor mit Pauken und Trompeten in die Stadt einzogen. Ich aber war still und gedrückt. Und wie ich's geahnt, so kam es: Als wir an Mariens Haus vorbeizogen, da lag sie im Fenster und warf in einem fort bunte Blumen und grüne Reifer herab. Als sie mich aber sah, da hielt sie damit inne; mit feindlichem Blick schaute sie mich an. Sie hatte mir die „Schande“ nicht vergessen, die ich ihr angethan. Und ich konnte damals doch nicht anders! Ich hatte mein Herz dahingegeben und ihres verloren — „pro patria“.

Das Hufeisen.



Dort oben am Rhein, wo Eisengebirge und Westerwald ihr rebenbefränktes Gestein an die grüne Wasserstraße drängen, wo der alte Fluß im engen Felsbett von verklungenen Zeiten träumt, liegt dicht am Ufer, langgedehnt und Haus an Haus, ein altes Städtchen. Die weißen Häuser schauen mit ihren lustigen Fensteraugen auf den Strom zu ihren Füßen, auf die Felsenwand gegenüber und hinaus zum alten verwitterten halb geborstenen Turme und dem zackigen Gemäuer der ehemaligen Ritterburg. Von der Höhe des Berglegels aber, an dessen Anstieg die hintersten Häuser sich lehnen, schaut friedsam ein Kirchlein zu Thal: Sankt Kilianikapelle!

In der Karwoche war's. Allenthalben, Haus um Haus in den engen Gassen, herrschte emsiges Schaffen. Mit Scheuerbesen, Seife und Sand waren die Hausmütter bei der Arbeit; denn es galt, „den Judas zu vertreiben“, zum hohen Feste Flur und Stuben zu rüsten und Schrein und Schrank aufs Beste zu stellen. An den Läden waren die Thüren geschlossen, die Fenster verhängt; ein jedes befann sich auf sich selbst und schaffte für das eigene Heim.

Nur von oben und vom alten Thore her klang geschäftiges Tönen; mit Klack und Klimperklang ging dort das Handwerk Tubalkains; der Blasebalg sauchte, der Vorschlaghammer pochte, und Meister Gerhard handhabte Zange und Hammer; der gewaltige Eisensab bog sich genau nach dem Zirkel, die Funken sprühten vom glühenden Eisen zwischen Stahl und Stahl; das starre Metall wand sich zum Radreifen.

Meister Gerhard klopfte ab. Zwei Schläge noch setzte der Geselle aufs erkaltende Eisen — rechter Rand, linker Rand; dann stellte er den schweren Hammer zu Boden, ergriff eine zweite Zange, und indes die Brust des starken Burtschen unter der offenen Bluse sich hob und senkte, prüften beide die Richtung des Reifens. Der Lehrbursch rüstete diemal die Esse und schürte das Feuer mit dem Haken.

Meister Gerhard war nicht zufrieden; noch immer waren die Seiten zu scharf, die Mitte zu stark. Mit festem Anhub ward der Reifen nochmals zum Feuer gebracht, und während der Geselle ihn hielt, der Meister neue Kohlen auflegte, der Lehrbub das Blaserwerk in Gang setzte, huschte ein Schatten über den Sonnenstrahl, der durch die Thüre in die Schmiede fiel, und gleich darauf schallte es hell und kräftig in das rauchdunstige Gelaß hinein: „Guten Tag, Vater!“ Auf der Holzschwelle stand ein Burtsche von zwanzig Jahren, den weichen kleinen Hut mit der Federzier fed auf dem Ohr, ein Ränzgel auf dem Rücken, einen Stock in der Hand.

Meister Gerhard schaute rasch auf. Das scharfe Feuer der Esse im dunklen Schmiederaum blendete wohl sein Auge; er hielt die Hand an die Stirne

und schaute recht zu. Dann aber rief er freudig: „Du, Peter?!“ und ging dem Ankömmling behend entgegen.

„Ja, ich, Vater,“ sprach mit heller Stimme der Sohn, indem er mit ausgestreckter Rechten näher trat, während er mit der Linken zur Rocktasche griff; „hier mein Reisezeugnis!“

Über das harte Gesicht des Schmiedes, das der breite Kinnbart und die geschorene Oberlippe keineswegs schöner machten, ging ein Leuchten. „Dein Reisezeugnis!“ wiederholte er mit strahlendem Auge, und der Jubel des Vaterglücks klang deutlich heraus.

Der Sohn entfaltete ein großes Blatt; Meister Gerhard rieb sich die schwieligen Hände eiligst am Tuche, suchte von der Feilbank die Brille, nahm den Bogen zur Hand und, an den Schraubstock gelehnt, prüfte er, dem Fenster zugewandt, mit glückstrahlender Miene das Zeugnis.

Peter störte ihn nicht. Er nahm derweilen den Ranzen vom Rücken und eilte hinaus. Ehe aber der Vater noch sich durch die vielen Zeilen des gewichtigen Aktenstückes durchgearbeitet hatte, erschien der Sohn schon wieder und führte sein Mütterlein ins Schmiedegelaß, ein alterndes Frauchen mit ergrauenden Haaren, aber hellen, freischauenden Auglein, die, im Freudentau des Wiedersehens gebadet, einen schwachen Schimmer auf die klaffen, hageren Züge warfen. Schweigend verharrten beide, bis der Vater mit der schwierigen Lesung zu Ende war. Auch die Gehilfen standen beide unbewegt; sie mochten wohl die Wichtigkeit des Augenblickes ahnen, der nun die Arbeit von neun langen Jahren und so vieler Sorge und heimlichem Kummer obenein mit jenem Blatte Papier durch die Kraft der Aufschrift und des Insignels belohnte.

„Da, Mutter, schau!“ sagte der Vater und reichte das Blatt mit glücklichem Lächeln zurück. Aber das Mütterchen wollte nichts lesen; sie wußte es ja, was ihr Peter, ihr Einzig und Alles, stets gewesen war, ihr und allen, die ihn kannten! Die hellen Perlen traten ihr ins Auge und eilten zur Wange und zum Kinn. Sie umarmte ihr Kind, ihr liebes, braves

Kind, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihm unter Schluchzen Augen und Stirn und badete sein errotendes Antlitz in Freudenthränen.

Auch Meister Gerhard wischte sich ein wenig die Augen, dann aber reichte er das Zeugnis seinem Sohne: „Da, Peter, lies es ihr vor!“

Die Röthe auf Peters Gesicht ward noch stärker; mit einiger Verlegenheit blickte er zu seines Vaters Gehilfen hinüber, dann aber faßte er sich und begann sein eigen Urtheil kundzutun. Und er durfte es kühnlich, hätte es ohne Sträuben gedurft. Kein schöneres Lob konnte einem jungen Manne zuteil werden, als es diese Zeilen enthielten; an Fleiß und gewissenhaftem Streben war keiner seiner zahlreichen Mitschüler ihm zuvorgekommen.

Das Mütterchen hatte sich auf den Eichenpfloß gesetzt, der den Amboß trug, und mit leuchtenden Augen an ihres Sohnes Lippen gegangen; ihr schwirrte vor den Ohren ob des stets nur gesteigert wiederkehrenden Lobes, das man ihrem Sohne spendete. Wie hatte sie im stillen gesorgt durch die vielen Jahre! Wie hatte sie Groschen um Groschen zum Thaler gespart und alles, alles wieder fortgegeben in die Stadt, gern und freudig den letzten Heller geopfert für ihren Peter! Und nun war er fertig, die Welt stand ihm offen! Nur wenige Jahre noch, und er war ein großer Mann, vor dem die Leute den Hut ziehen! Freilich, Geld würde es immer noch kosten, viel, sehr viel Geld, aber, der so weit geholfen, wird noch weiter helfen — trotz der schlechten Zeiten, trotz des schwachen Verdienstes und auch trotz des schlimmen Wurmes, der seit Jahr und Tag an Mütterchens Wohlsein nagte und bohrt. Er wird helfen, bis auch das letzte überwunden ist.

So tauchte aus ihrer Seele in diesem Augenblick der lichte Stern der Hoffnung durch den Nebelschleier der Beunruhigung, der ihr gutes Herz seit Jahren umlagerte, — ihr Herz, das nur einen Wunsch kannte, einen Gedanken, — das Glück ihres Kindes.

Sie erhob sich jetzt, nahm ihren geliebten Sohn bei der Hand, hieß auch den Vater mit zur Stube zu kommen, wo sie in Erwartung der Ankunft Peters den Kaffee gerüstet hatte. Meister Gerhard versprach zu kommen, und nachdem er nochmals den Reiß auf den Amboß gebracht und mit frohen Gedanken schnell und leicht zur Zufriedenheit gerichtet hatte, nahm er das Schurzfell ab und trat durch die Thüre in den Hof.

Da hallte ein Schritt thoreinwärts, und ein Bursche mit silberbebotener Mühe trat auf den Meister zu, das Bruchstück eines Hufeisens in der Hand. Meister Gerhard's Stirn runzelte sich, und der von Arbeit und Jahren gebeugte Rücken streckte sich plötzlich, an den entblößten Armen spielten die Muskeln.

„Meister,“ so hob der Bursche an, „unsere Lydia hat ein Eisen verloren, und der Herr Stadtrat wünscht, daß Ihr ein neues macht; auch läßt der Herr Stadtrat fragen, ob es noch morgen in der Früh' könnt' angeschlagen werden; das Fräulein will verreisen.“

Meister Gerhard maß den Burschen mit finsternem Blick, er konnte seine Erregung nicht bezwingen. Mit überlauter Stimme schrie er den Burschen an: „Weißt du was, Bub, geh heim und sag deinem Herrn, für ihn hält' ich nun und nimmer keine Zeit, und das Fräulein soll zu Fuß laufen, wenn's ihm gefällt, zu verreisen. Der Meister Gerhard sei ein ehrlicher Handwerksmann, der sein Nothhelfer nicht ist und für derlei Müß' um Gotts will' sich bedankt. Hast du verstanden, Bub?“

„Aber, Meister“

„Kein Wort mehr und schier dich!“ schrie der Schmied voll innerer Wut; er entriß dem Diener den Hufeisenstumpf und holte gar zum Schlage aus. Da fiel dem Ergrimnten die Mutter in den Arm, und sein Sohn faßte ihn bei der Schulter. Der Alte besann sich. Mit heftigem Ruck schleuderte er das Eisen weit von sich; es kugelte über die Steinfliesen des Hofes. Dann wandte er sich brummend ab und ging hallenden Schrittes ins Wohnhaus hinüber. Die Mutter, vor Schreck bleicher denn sonst, sprach dem Diener, der verdutzt und geängstigt noch dastand, begütigend zu. Peter aber hob das Eisen auf, fragte nach dem Auftrag und erklärte dann kurz und bündig, er werde für die Ausführung Sorge tragen; morgen in der Früh' sei der Beschlag bereit. Er solle nur getrost mit dem Pferde kommen.

Der Diener nickte und ging kopfschüttelnd von dannen.

Am Kaffeetisch, den die gute Mutter mit soviel Liebe bereitet und schon mit Ovierbackwerk bestellt hatte, ging es fürs erste frostig zu. Meister Gerhard saß in seinem hohen Lederstuhl und sah ingrimmig vor sich hin. Peter setzte sich ihm gegenüber, und das Mütterchen ließ ängstlich ihren Blick über Vaters Antlitz gleiten, als sie den braunen Trank eingoß. Seufzend nahm sie zwischen beiden Platz.

Meister Gerhard aber knurrte: „Keine Freude gönnt er mir; alles, das Kleinste, muß er mir verbittern und vergällen. Heute nun das wieder!“

„Aber das hat er doch nicht mit Absicht gethan!“

„Ei ja, natürlich; das hör' ich immer. Nie thut er das. Keine Absicht hat er dabei, der Herr Stadtrat, wenn mir der Steuerzettel geschraubt wird, er thut's auch ohne Absicht, wenn er mich nach und nach bankerott macht. Meinst wohl, ich sollt' nicht merken, wo das hinaus will? Heut, wo er hört, daß der arme Gerhard eine rechte Freude hat, gleich schickt er seinen Kalfakter und thut mir damit zu wissen, daß er doch noch mehr ist; daß er ein reicher Mann ist, der seine Kinder hoch zu Wagen kann fahren lassen, wenn's ihm beliebt. Und ich, der Handwerker, bin gerade gut genug dazu, ihm zu Diensten zu sein, wenn er's verlangt; ich ihm, dem braven Vetter und Herrn Andreas Windelschmitt!“

„Aber, Vater!“

„Ja, red nur drein! Du machst ihn am End' noch zum Heiligen, deinen saubern Herrn Vetter, und setzest ihn neben Sanct Kilian droben, weißt du!“

„Nun, Vater,“ wagte Peter sich hervor, „Mutter meint's doch nicht schlimm, gewiß nicht!“

Meister Gerhard besann sich: „Soll damit auch nicht gesagt sein, Junge. Aber dann soll sie es mir auch nicht verdenken, wenn's in mir brodelt und kocht. Was hatt' ich früher ein Geschäft! War das eine Lust an der Arbeit! Will ja gar nicht 'mal von meiner Jugendzeit sprechen, wie der Großvater noch lebte. Da gab's noch keine Eisenbahn, keine Fabriken, die den ehrjamen Meister an den Bettelstab bringen. Nur von der Zeit bis vor 25 Jahren! War das eine Zeit! Von morgens bis abends wurde der Notfall nicht leer; um drei Uhr mußten wir Buben heraus, und um neun war oft noch nicht Vesper. Leinpferde, Karrengäule, Postkutschen, Karossen stauten sich da draußen; dazu Bauarbeit und Haus Schlosserei in schwerer Menge! Aber da kam zuerst das Dampfschiff, und mit der Schlepperei ging's zu End'; dann gab's 'ne Eisenbahn, und die Chaussee wurde so still, daß sich die Schlagbäume nicht mehr rentierten. Nun, 's war nicht zu ändern, und ich hätt's mir gefallen lassen, wenn der Herr Vetter drüben nicht seinen Eigentram hätt' aufgemacht und die Preise gedrückt, daß Gott erbarm! Alles hat er, rein alles, was von Eisen ist, vom Schuhnagel bis zum Pflug, vom Schlüsselchen bis zum Anker; Fabrikware ist freilich alles, Schundware, — dafür aber auch Schundpreise! Ja, Junge, du glaubst es nicht; aber es ist so: der Notkopf, der, der allein, der richtet mich zu Grunde, der Schutz!“

„Aber Vater, Vater!“ flehte die Meistlerin.

„Ei, soll ich etwa nicht? Soll ihm gar noch schön thun? Fehlte mir noch. Warum ist er nicht bei seinem Geschäft geblieben? Aber da steckt's: Weil er nichts wußte und nichts konnte, hat er 's Viehdoktor aufgesteckt und ist Händler geworden; weil er ein Pfücher war, sag' ich, ist er ein Lump geworden; so sag' ich und bleib' dabei!“

„Aber, Vater, sei nicht gar so böß; lehr den Jungen nichts Schlimmes. War doch der Andres kein studierter Vieharzt, und als die studierten ins Land kamen, hat er halt Platz machen müssen; und eh' er dann das Eisengeschäft angefangen hat, ist er doch zu dir gekommen und hat's mit dir in Kompagnie machen wollen, Gerhard! Das weißt du doch noch!“

„Ja, ja, das war's ja eben,“ erwiderte mit überlegener Miene der Meister, „auf mein bißchen Geld hatt' er's abgesehen, von vornherein schon; das wollt' und mußte er durchaus haben: der Gerhard mußte zu Grunde gehen. Und weil es nicht mit einem Mal gelungen ist, da hat er's nach und nach versucht; statt Schröpfköpfe hat er Blutegel angelegt. Aber gelingen soll's ihm nicht, dem Blutsauger, so lange meine Knochen noch zusammenhalten. Mich kriegt er nicht klein, und daß er am Peter seine Schadenfreude nicht hat, dafür wird der schon sorgen. Was, Junge?“

Peter nickte zustimmend, benutzte aber den Augenblick rasch und sagte: „Und darum denk' ich, Vater,

wollen wir es dem Herrn Stadtrat gar nicht zeigen und merken lassen, daß er uns 'was anhaben, daß er uns ärgern kann. Ich denk', Vater, wir thun, als ob wir gar nichts merkten, und machen ihm ruhig den Beschlagnahme.“

Entrüstet fuhr Meister Gerhard auf: „Wie soll ich das verstehen, Junge? Eher fallen mir die Hände beide von den Armen, eh' ich“

„Du sollst es ja auch gar nicht, Vater,“ so besänftigte den Aufgeregten der Sohn, „du sollst keinen Finger anlegen: ich thu's!“

Meister Gerhard verstummte; dann ging ein mitleidiges Lächeln über die geschorene Lippe: „Du, der künftige Professor, — ein Hufeisen schmieden?“

„Ich bin stark dafür!“ erwiderte Peter ernsthaft, „hab' ich dir doch auch geholfen und zugeguckt durch neun lange Jahre, einen Ferientag um den andern.“

„Und möchtest jetzt dein Gefellenstück machen, was?“ so fragte der Vater, als ging' er schon wieder gutgelaunt auf den Vorschlag ein.

„Wenn du willst, — mein Meisterstück!“ bekräftigte dieser.

„Soll gelten!“ rief der Meister in bester Stimmung; er streckte dem Sohne die Hand entgegen. Der aber schlug kräftig ein.

„Ohne Hilfe versuch' ich es, Vater, und wenn es dir dann gefällt, bin ich zufrieden.“

Meister Gerhard blickte mit Stolz auf sein Kind. „Der letzte Schmied aus unserem Stamm,“ rief er mit wehmütigem Tone, „viel Glück zur Arbeit!“

Dann ging er und bot den Gehilfen Feierabend, die sich nicht wenig ob der Vergünstigung wunderten. Der Meister selbst aber wusch sich, kleidete sich feierlich, steckte das Zeugnis seines Sohnes in die Rocktasche und ging hinüber zur „Traube“ ins Wirtshaus der Herrenleute. —

Ein früher Märzabend hatte sich auf das Rheinthale gesenkt, um die Halben spielten Nebel und hüllten die Bergeshäupter in ein graues Gewand. Auf dem Strome entflammte an Schiffen und Kähen ein Licht ums andere, und in die Gassen des Städtleins warfen die Lampen ihr trauliches Licht. Ruhe lag auf allen Pfaden, nur in der Schmiede draußen ging im hurtigen Takte das Ricketack und Klimperklang; es sprang durch Thür und Fenster in die Abendstille hinaus.

Am lodrenden Herdfeuer stand der junge Student im Schmiedewams, die Ärmel aufgekrempt, den Lederschurz umgethan. Die Linke zog den Blasbalg, die geschickte Rechte aber ordnete mit dem Haken die glühenden Kohlen. Sein Gesicht, nicht schön, dem Vater ähnlich, aber frisch und blank in Jugendkraft, ward vom Feuerchein anmutig umspielt. Unter gerunzelten Brauen sahen die hellen Augen scharf und fest in die Esse und prüften die Hitze des Metalls; eine lichte Fröhlichkeit strahlte aus diesem Augenpaar: Kopf und Herz waren hier zugleich bei der Arbeit.

Jetzt spritzten aus der roten Blut weiße Sternchen auf, und mit stinkem Griff hob der Werkkundige das

Eisen von der Esse zum Amboss. Der Bug war schon gerundet, die Klappe angebogen, die Arme gestreckt. Jetzt galt es, die Falz zu schrägen, daß der Nagel nicht vorschau und abstoße. Hei, wie das zog! Wie die Schläge fielen! Mit der Breitbahn bald und bald mit der Finne! Schlag um Schlag, ohne Bedenken, Kling und klang! Kein Mitgesell hätte es besser gemacht.

Das Feuerrot dunkelte und der junge Schmied brachte sein Werk wieder zum Herde.

Und nun die Stollen gerichtet, scharfkantig gebogen; die Nagellöcher — vier außen, drei innen; nun noch ein letztes, aber das Schwerste: die Hitze war gut, die Härtingung gelungen, es galt, den Griff anzusehen. Es gelang; da das Eisen ertaltete, war keine Spur an der Stelle zu sehen.

wo die Schweißse saß. Jetzt noch eine letzte Wärme, das Ganze zu richten und in Winkel und Zirkel zu stellen. Nur wenigen Rückens bedurfte es, und als er das Eisen auf die Schablone legte, die er nach dem alten Stumpf auf Blech sich aufgerissen, da trennte kein Haar mehr Eisen und Kreide.

Peter musterte sein Werk von allen Seiten, indes es allmählich ertaltete; er war zufrieden. Und schau! Der Schelm sprang ihm ins lichte Augenpaar, und einen Augenblick stand Peter ganz in Sinnen. Dann spitzten sich seine Lippen, und mit vollem Tone pfliff er eine liebe Weise, ein allbekanntes Schmiedeliedchen — das Lied von der „Lore am Thore“.

Diemeil deckte er die Esse ab und entzündete die Hängelampe, um die Feilbant zu erleuchten. Dann schob er das kaltgewordene Eisen in den Schraubstock, suchte sich eine Feile aus, prüfte sie und schickte sich darauf an, den letzten Grat von den Löchern und Kanten zu reiben. Hell klang zum Feilstrich die Weise:

„Sie ist mein Gedanke bei Tag und bei Nacht
Und wohnt im Winkel am Thore.“

Jetzt sang er den Nundreim mit strahlender Miene; denn wo auch sein Auge hinblickte über sein Meisterstück, — alles war strack und glatt; das Ganze wie aus einem Guß. —

„Ei, schön guten Abend, Herr Meister; Gott helf Euch!“ so erscholl es plötzlich hinter ihm.

Ein Mägdelein stand im Thürspalt. Kastanienbraun fiel ihm das Haar in starken Zöpfen über den Nacken, ein Filzhütchen beschattete die Stirn, aber wie zwei helle Lichter strahlten unter dem Dunkel zwei tiefblaue Augen hervor. Ein Schelmälcheln spielte um Wangen und Kinn.

Der junge Schmied schaute rasch auf. „Abelheid!“ so rief er, „du, Abelheid, du!“

„Ja freilich, Peter,“ lachte das Mädchen und trat näher, „wollt' nachsehen, wie es hier stände, und ob mein Pferdchen morgen Schuhe zur Reise hat? Ei, was seh' ich, du selbst, Peter, du? Hilfst wohl dem Eisen noch etwas nach? Das nenn' ich einen braven Sohn!“

„Peter, was ist dir?“ fragte das Mädchen erstaunt, als sie statt der Antwort nur stumme verlegene Blicke bekam. „Bist du uns vielleicht auch böse?“

Da ging ein Ruck durch unsern Peter. „Aber Abelheid!“ so klang vorwurfsvoll seine Stimme.

„Nun ja, sollt' ich's nicht meinen!“ schmolte das Mädchen, „hast freilich keinen Grund!“

Peter lächelte, und heiße Röde stieg ihm vom Halse auf in die Wangen. Er fühlte die Blut und griff in der Verwirrung wieder zur Feile. Ein greller Strich fuhr über das Eisen.

„O!“ machte das Mädchen mit halbunterdrücktem Aufschrei und ihre Hände fuhren aus den Taschen an die Ohren. Das steigerte

Peters Verlegenheit; aber ratlos, wie er war, seilte er drauf los.

Auch Abelheid schwieg nun; sie sah über Peters Schulter der Arbeit eine Weile zu und fragte dann in schüchternem Tone: „Du, Peter, ist's so, bist du jetzt wirklich Student?“

Peter nickte und arbeitete weiter.

„Und was willst du werden?“ fragte das Mädchen leiser.

„Philologie studieren!“ kam die knappe Antwort zurück.

„Philologie? — Da wirst du wohl 'mal ein Professor?“

Wieder mußte sie sich mit einem Nicken begnügen. Daraufhin schwieg sie vollends. Peter aber seilte, als ob er Stahl unter den Händen habe. Nach einer



„Ei, schön guten Abend, Herr Meister; Gott helf Euch!“

Baufe vernahm er einen leisen Seufzer, den die schnelle Frage zu verwischen bestimmt war: „Wer hat denn das Eisen geschmiedet?“

Peters Herz schlug höher. Das war sein Traum. So hatte er es sich gedacht, wenn auch nicht hier und heute schon. Ganz ein anderer, wandte er sich um, entnahm das Hufeisen dem Schraubstock und hielt es mit strahlenden Augen dem Mädchen hin:

„Ich selbst, ich habe es geschmiedet!“

„Du?!“ rief das Mädchen mit hellem Erstaunen, „du kannst das? — Und warum —“ dann stockte sie.

„Weil . . . nun — weil der Vater es nicht wollte.“ Ja, so sagte er, doch sein Blick und das selbstsam gezwungene Lächeln sprachen anders.

„Laß sehen,“ begann sie wieder; sie nahm das Eisen aus seiner Hand und betrachtete es genau.

„Gefällt es dir?“ fragte Peter und kreuzte die Arme auf der Brust.

„O ja — sehr!“ kispelte Adelheid ohne aufzuschauen, „und du hast es wirklich selbst geschmiedet? Mir geschmiedet?“

Die blauen Augen schweiften aufwärts; ihre Blicke trafen sich.

„Weißt du auch, daß ein Hufeisen Glück bedeutet?“ flüsterte das Mädchen, hochrot vor Verlegenheit.

Ein Taumel faßte den jungen Studenten. Seine Arme umschlangen das holde Mädchen, zwei blaue Sterne strahlten zu ihm empor, sein Mund berührte ihre Lippen. — Es war Peter wie im Traum, und als er sich wieder besann, rauschte ein Frauengewand über die Thürschwelle weg, eilige Schritte huschten zum Hofe hinaus. Peter schaute auf und um sich. Auf der Esse knackte eine Kohle, ein Flämmchen stieg auf und verlosch alsbald. Er fuhr sich über die Stirne. War das alles ein Traum gewesen? Nein, denn freilich war sie fort, aber mit ihr — das Hufeisen, sein Meisterstück! —

Am andern Morgen bei Tagesgrauen schaffte der junge Student im Schmiedewams aufs neue an Esse und Amboss; aber Herz und Kopf waren nicht recht bei der Arbeit. Der Diener brachte den Gaul, und als Meister Gerhard aus der Kammer trat, da stand des Stadtrats Köcklein schon reisefertig.

II.

Der April hatte Sturm, Regen und Schnee gebracht, auch zu Beginn des Wonnemonds hatte der Wetterhahn noch ruhelose Tage; dann aber zog der Frühling im schimmernden Blütenkleide ein, und warmer Mairegen befruchtete Flur und Bergeshang. Der Juni aber ließ sich recht sommerlich an, und da Sankt Kilian erschien am achten Tage des Heumonats, da standen dem guten Heiligen die dicken Schweißtropfen auf der Stirne.

Am frühen Morgen dieses Festtages war feierlicher Umzug durch das geschmückte Städtchen hindurch bis zur alten Kapelle hinauf, und als die frommen Waller zurückkehrten, war ihnen ein guter Trunk wohl zu gönnen; die Hausfrauen nahmen es heute nicht allzuübel auf, wenn Mann und Sohn die

Mittagsglocke überhörten. Nur einmal im Jahr war Sankt Kilianstag!

Herr Andreas Windelschmitt, Kaufmann und Stadtrat, sprach das Gebet und erhob sich vom Mittagsmahle; seine Hausgenossen thaten dasselbe. Die Tante, Fräulein Rosalie, die seit dem Tode der Hausfrau die Wirtschaft führte, strich sich die grauen Fallocken aus der Stirne und setzte das Geschirr zusammen. Fräulein Adelheid war hinausgesprungen, um eine Hauschürze vorzubinden, damit das feine Seidenkleid nicht Schaden leide, wenn sie der Tante jetzt zur Hand ging. Auch war das Mädchen herzlich froh, aus dem Zimmer zu kommen, hatte sie doch selbst heute die Küche verwaltet und ihr Bestes gethan. Aber der Vater war nicht zufrieden gewesen; schon bei der Suppe hatte das Mörgeln begonnen, der Hecht war nicht weich genug, der Hahn zu scharf gebraten. Dem freilich mußte man heut schon etwas verzeihen; aber auch der Bruder, der rothhaarige Schlingel, hatte sein Wörtchen dazu gethan, und das ärgerte Fräulein Adelheid am meisten.

Als sie wieder ins Zimmer trat, überraschte sie Vater und Bruder bei leisem, gespanntem Gespräche, welches Herr Windelschmitt, sobald er der Tochter ansichtig wurde, schnell ablenkte, indem er sich bei seinem ältesten Sprossen und Stammhalter nach der Forderung des festtäglichen Taschengeldes erkundigte.

Herr Windelschmitt junior war nicht blöde, und Adelheid schaute erstaunt von der Arbeit auf, als er die Summe nannte. Und, o Wunder! Ganz gegen seine Art feilschte Vater Windelschmitt diesmal nicht, er griff stillschweigend in die Tasche und zahlte. Herr Sebastian aber dankte etwas obenhin, strich das Geld ein und schritt mit befriedigter Miene hinaus; unterwegs aber warf er der Schwester einen Blick zu, über den diese erschrak; sie verstand den Hohn und dachte sich nun auch, was wohl soeben zwischen Vater und Bruder verhandelt worden war.

„Adelheid!“ so redete der Vater sie jetzt an, indem er, Stirn und Nacken mit dem großen seidenen Tuche wischend, sich mit gespreizten Beinen vor sie hinstellte, „Adelheid, was war das gestern Abend?“

Obwohl sie die Frage erwartet hatte, erbleichte sie. „Was, Vater?“ sprach sie, ohne aufzusehen.

„Der Singsang gestern Abend vor unserm Hause!“ ergänzte Herr Windelschmitt, indem sich ein eigenartiges Lächeln von seinen kleinen grauen Auglein über die geschorenen Wangen zog und in den Mundwinkeln festsetzte.

Adelheid kannte dieses Lächeln, aber jetzt, in der Not, suchte sie es scherzhaft zu deuten: „O, es war das Lied von der Lore am Thore!“ erklärte sie und versuchte, zu lachen.

Von der Horde da draußen am Thore — meinst du!“ erwiderte mit Bitterkeit und böshafter Schärfe der Vater; die scharfgeschnittene Oberlippe bedte dabei und zitterte nach.

„Vater!“ rief Adelheid vorwurfsvoll.

Herr Andreas Windelschmitt stieß mit dem Fuße auf die Zimmerdielen, seine Hände fuhren in die Hosens-

taschen, auch er erleichte. „Ich verbitte mir das, Fräuleinchen,“ rief er mit lauter, ächzender Stimme, „den Singsang draußen und alles, was damit zusammenhängt! Verstehest du?“

Abelheid hob den gesenkten Kopf wieder stolz empor: „Kann ich's denn verbieten?“ fragte sie leise und bestimmt; dann schaute sie wieder zu Boden.

„Also, soweit sind die Dinge schon gediehen, — das ist ja schön, sehr schön, Fräuleinchen! Hast dir das Konzert wohl gar bestellt, wie?“

Wieder erhob das Mädchen sein schönes Haupt, ihr Busen wogte: „Vater!“ stöhnte sie, mehr brachte sie nicht hervor.

Da geriet der Vater ins Poltern: „Sag dem Bettelstudenten, daßer's sich nicht mehr untersteht, sonst bez' ich den Hund auf ihn und lass' ihn dahin bringen, wohin Trunkenbolde und Lärm-schläger gehören, verstehst du?“

Die harten Worte nahmen dem Mädchen Fassung und Ruhe.

„Weißt du denn so bestimmt, wer es war?“

„Du willst gar noch leugnen? Weißt am Ende gar nichts davon? Hast nichts gehört, nichts gesehen?“

„Ich habe nichts gesehen und weiß daher also nicht, wer es war!“

Herr Windelschnitt trat näher an seine Tochter heran, sagte heftig ihren Arm, sah sie mit durchdringendem Blicke an und sprach langsam: „Du willst den Vater belügen, Abelheid?“

Ein Zucken durchfuhr ihren Körper. „Nein, Vater,“ sprach sie unter quellenden Thränen, „das will ich doch nicht.“

Er hatte den Arm der Tochter losgelassen, war zurückgetreten, und da er sich dem Sofa näherte, ließ er sich laut aufsetzend in die Polster fallen. Abelheid lief herzu, fiel in die Knie und suchte seine Hand zu fassen, die er der Bittenden entzog. „Vater, Vater!“ rief sie, „Vater, verzeih mir!“

Verdutzt schaute der Vater auf, die kleinen Auglein weiteten sich: „Also ich soll verzeihen, — soll am Ende gar mein Jawort geben, was?“

„Ach ja, Vater, thu es, thu es!“ flehte unter Thränen lächelnd das schöne Mädchen, indem sie ihre

Arme um des Vaters Hals schlang. Der aber stieß sie heftig zurück und sprang auf.

„Wie, was! Bin ich im Tollhaus? Du willst meine Tochter sein und wirfst dich diesem Bettelsold an den Hals? Soll ich am Ende von meinem Gelde auch noch die Gesellschaft ernähren und einen Dumm-ler großziehen? Was hat er überhaupt jetzt hier zu suchen? Er soll bei seinen Büchern sitzen und treibt sich hier herum, bringt anständige Leute ins Gerede mit seinem Leichtsin. Wie, was? Das soll 'mal mein Schwiegersohn sein?“

Abelheid hatte sich erhoben.

„Vater, Vater,“ rief sie, „hör mich an, einen Augenblick, ich bitte dich!“

„Und das wäre?“ gab dieser zur Antwort, wieder vor sie hinstretend.

„Vater, er würde nicht hier sein, gewiß nicht hier sein. Aber das Geld fehlt ihm, die Mittel sind ihm ausgegangen; schon jetzt gleich zu Beginn. Der Meister Gerhard kann es nicht beschaffen; es ist zuviel für die kleinen Leute.“

„Ah so! Ganz recht,“ so lautete jetzt schon ruhiger die Antwort, „schaut da der Hochmut aus dem Bettelwams? Warum läßt er ihn studieren den Herrn Sohn?“

„Weil er ihn ebenso lieb hat, wie du den Deinigen! Was hättest du darum gegeben, wenn der Sebastian es gewollt, wenn er es gekonnt hätte!“

„Das ist was anderes, ganz was anderes. Ich kann das, ohne mich zu ruinieren. Jeder muß sich nach seiner Decke strecken!“

„Vater, sei nicht ungerecht,“ fuhr Abelheid mit wachsendem Vertrauen fort, „Elternliebe ist über alles stark!“

„Aber der Geldbeutel,“ lachte Herr Windelschnitt heraus, „der ist nicht über alles stark; den muß man zuerst fragen.“

Das Mädchen schöpfte Hoffnung, als sie sah, daß der Vater so ruhig war und ein Späßchen machte. „Vaterchen,“ sagte sie zärtlich, „ich will ja nicht — wie die Leute es thun — behaupten, daß du schuld seist; aber das ist doch wahr, daß dein Geschäft dem



„Vater, Vater!“ rief sie, „Vater, verzeih mir!“



Meister viel, sehr viel geschadet hat. Unser Glück war sein Unglück, und darum solltest du nicht hart, nicht ungerecht, nicht unbarmherzig sein. Ja, Vater, hilf du ihm, ja!"

"Ei schau an," erhielt sie zur Antwort, „und das sagt mein Töchterlein, das Fräulein? Wer hat dich das denn gelehrt? Bist wohl in der Schmiede drunten fleißige Horcherin gewesen; wie?"

"Sei nicht hart, Vater," antwortete Adelsheid, „seit der Karwoche bin ich nicht dort gewesen, sicher nicht!"

Herr Andreas Windelschmitt sah seiner Tochter scharf ins Gesicht: „Mit dem Peter bist du aber doch einig?"

Adelsheid schwieg, aber ihr liebes Gesichtchen bedeckte flammendes Rot.

Herr Windelschmitt ließ sie stehen und durchmaß in mächtigen Schritten das Gemach. Adelsheid ließ ihn gewähren. Blöcklich hielt er inne. „Versprich mir eines, Adelsheid!" sagte er rasch.

„Ja, Vater, alles, alles!" rief das Mädchen mit frohlockendem Tone.

„Daß ihr von heute ab euch fremd seid, solange bis er ein fertiger Mann ist.“

„Gewiß, Vater, gewiß," jauchzte das Mädchen.

„Und daß du von ihm läßt, sobald er der Wohlthat sich unwürdig zeigt.“

„Das wird er nie und nimmer thun, Vater; doch ich verspreche es dir.“

„Und was ich ihm gebe, geht vom Anteil deines mütterlichen Erbes.“

„Ja, ja, Vater, gewiß, denn so ist es recht! Und du willst es wirklich?"

„Will's mir überlegen, du Here!" brummte einigermaßen freundlich Herr Andreas Windelschmitt und wollte rasch hinaus; Adelsheid aber fiel ihm um den Hals, küßte ihm die Wangen und rief: „Vaterchen, Vaterchen, ich danke dir's tausendmal.“

Der Alte machte sich mit Mühe los und suchte seine Mittagsruhe. Adelsheid schaute durchs Fenster zum Kirschbaum. An den rotwangigen Beeren pickten Spatzen haufenweise und schwatzten und pfffen durcheinander. Sonst hätte sie die bösen Gäste sicherlich geschmeckt, aber heute lagen ihre Hände im Schoße gefaltet; ihre Lippen summten ein Liedchen, das Lied von der „Lore am Thore“.

Am Nachmittage war ein festliches Getriebe im sonnenhellen Städtlein; Schaubuden, Kuchenbäcker und Karussells nahmen den Marktplatz ein; Eingeseßene und Fremde füllten den Raum. Lärm, Musik und hundertstimmiges Geschrei und Gepolter wirbelte durcheinander. In den Gassen ging es straßenauf und ab unter wehenden Fahnen und schwankendem Kranzwerk, wo aber Krautwisch, Spieß oder Schild eine Schenke anpries, da war just kein Hineinkommen mehr; Kransen und Krug hatten da schwere Arbeit, und die Wirte rieben sich vergnügt die Hände.

Herr Barthel Hößlich, der Traubenwirt, war schier außer sich; ihm fehlten der Hände mehr als ein Duzend. Drob in dem Saale spielten Fiedel und Brummfaß zum Tanze auf, und das lockende Horn

schmetterte seine lustige Polka über Markt und Buden und Leute. Im Herrenzimmer unten saß vornehme Gesellschaft: die Spitzen der Stadt, Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer und Weinkönige mit roten Backen und lustigen Augen; Sankt Kilian hatte guten Schein und versprach eine schöne Ernte. Im großen Vorderzimmer aber, der vier Stufen tiefer lag, waren alle Stühle und Bänke besetzt. Die groben Eichenische waren belagert und oftmals fuhr eine schwielige Faust auf die Tischplatte, wenn Hausbursch und Magd nicht schnell genug der durstigen Kehle zu Willen war. An der niedrigen Balkendecke lagerte eine dumpfe Nebelschicht von dickem Tabakrauche, die von dem Lichte der beiden Lampen kaum durchbrochen wurde.

Am runden Tische vor der Pforte des Herrenzimmers, etwas seitab, saßen die Gewerker des Städtleins, eine stattliche Gilde: Schuster Franz mit dem stacheligen, schwarzen, glänzenden Haar, zwei Meister des Hobels, zwei Brüder, groß und von schwächtegehniger Gestalt, dazwischen der junge Häuptling der Schneiderzunft im selbst zugeschnittenen und genähten schwarzen Gehrock. Er war auf der Akademie in Stuttgart gewesen und war in Politicis nicht weniger bewandert als im Schnitt und Ellenmaß. Etwas abseits für sich saß der höckerige Stellmacher mit seinem alten Schulgenossen, dem Meister Gerhard. Meister Gerhard fand heute durchaus die Festlaune nicht und ärgerte sich über des „Akademikers“ Gerede. Deshalb hatte er den Freund in eine stillere Unterhaltung gezogen.

In der Herrenstube wurde es lauter und lauter, dort schien es hoch herzugehen; man brachte immer eine Gesundheit um die andere aus und ließ die ganze Welt hochleben. Die kleineren Leute im Vorderzimmer horchten dann auf, bis die Einzelrede in dem Stimmengewirr unterging. Wenn aber ein vornehmer Gast die vier Stufen herabschritt, dann schauten alle Augen neugierig nach ihm.

Auch Herr Andreas Windelschmitt ließ sich zuweilen unter dem Thürrahmen sehen, und sein kluges und ernstes Gesicht glänzte in ungewohnter Heiterkeit; er war — so schien's — unter guten Freunden, die den Herrn Stadtrat kannten und ihn zu nehmen wußten. Dann ließ er jedesmal die Augen über die Menge dahindrin gleiten. Wen mochte er wohl suchen? Als er zum viertenmale hervorkam, hatte er, wen er suchte.

„Du, Gerhard," rief er zur Seite zum Gewerkerliche, „geh her! Ich hab' mit dir zu reden!"

Meister Gerhard, der sich schon vorher über das häufige Erscheinen seines Herrn Veters geärgert und ihn vor den Männern der Gilde unverhohlen einen gepreizten Prozen geheißen hatte, war von dem Grusse, so einladend er auch sein sollte, wenig erbaut. Mit grollender Stimme rief er ihm zu: „Wenn du mit mir reden willst, dann komm doch zu mir!"

„Es geht dich aber gerade an; brauchst deshalb nicht so brummig zu sein," gab ihm Herr Windelschmitt zur Antwort, und die Freundlichkeit seiner Züge minderte sich merklich.

„Wird was Rechtes sein!“ knurrte der Meister, indem er sich langsam erhob. „Wohl wieder ein zerbrochenes Eisen von deiner Kracke!“

„Nu, nu,“ machte der Kaufmann ärgerlich, „ihu darum nur nicht groß; das andere, das du ihr hast angeschlagen, taugt blutwenig; das Tier ist drüber zu Fall gekommen, ein anderer hat's bessern müssen.“

Meister Gerhard zuckte zusammen: „Wenn du mir das sagen wolltest,“ schrie er den Kaufmann an, „dann könntest du das anderswo. Überdies hab' ich dir das Eisen nicht gemacht — Gott sei Dank — ich halte mich doch zu gut für dich und deine Bagage!“

„Wie, was!“ entgegnete Herr Bindelschmitt in scharfem Tone, „kommst du mir so! Du hast es nicht gemacht? Wer denn sonst, he?“

„Mein Bub und nicht ich, verstehst du?“ erwiderte der Meister mit gleicher Schärfe. „Und nun laß mir meine Ruh!“ fügte er so laut hinzu, daß die Gäste allesamt aufmerkten. Dann setzte er sich heftig wieder auf den Stuhl.

„Deine Ruh' kannst du haben, Vetter; aber das sag' ich dir doch: deine Grobheit ist dir noch nimmer zu Nutz gewesen, und deinen Bub kannst du zeitlebens jetzt an den Umboß stellen, du, du — dummer Dickkopf!“ Dann wandte auch er sich zum Gehen.

Aber nun sprang der Schmied auf, packte mit der Rechten einen Stuhl an der Lehne und streckte die geballte Linke dem Sprecher entgegen: „Was schert dich mein Bub? Kümmer' du dich um dich und deinen Nachwuchs, daß sie nicht Lumpen werden, wie du einer bist.“

Blinkschnell hatte sich der Kaufmann gewandt: „Und ich sage dir, du sorgst dafür, daß mir der Deinige nicht weiter ums Haus herumstreicht und dabei plärret, daß die Leute 's Maul aufsperrn. Ja, dafür sorg gefälligst, sonst bring' ich ihn noch, wohin er gehört, und dich dazu mit deinem ungewaschenen Maul!“

Beobend vernahm der Schmied die Worte; die Wut packte ihn; er stürzte den Tisch um, der Eisenstuhl fuhr durch die Luft. Ein Anprall, ein Schlag und ein Aufschrei: der Kaufmann lag am Boden; das Blut quoll durch sein liches, blondes Kopshaar.

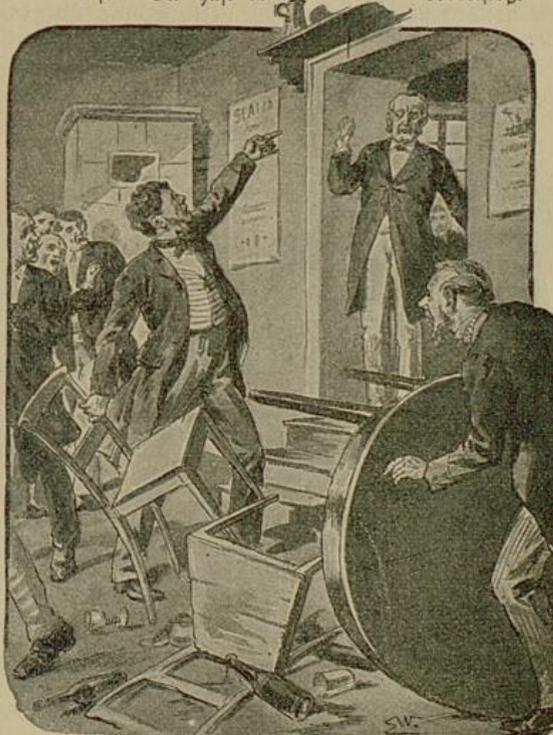
„Mord! Totschlag! Hilfe!“ schrie alles. Die Leute eilten von überall herzu; wie auf Befehl verstummte

die Musik. Mit Gewalt brach ein junger rothaariger Mensch durch die Masse sich Bahn. „Vater, Vater,“ schrie er auf, „Vater!“ „Er ist tot!“ und „Tot!“ ging es durch das Gemach, über den Flur, durchs ganze Haus bis auf die Straße hinaus.

Man legte dem Getroffenen nasse Tücher und Eis aufs Haupt und brachte ihn fort.

Jetzt erst sah man sich nach dem Thäter um. Wo war er? Er war fort. Und doch hatte ihn niemand hinausgehen sehen. Hinter dem Tische aber, wo er gestanden, von wo er den unglückseligen Schlag geführt hatte, stand ein Fenster offen, das unmittelbar an den Rhein hinaus wies, der hier rauschend vorbeisloß. — — —

Gar bitteres Leid zog mit dem so schwer Getroffenen ins Haus ein; noch Schlimmeres aber tobte und toste in der Schmiede draußen beim Thore; die Mutter war in voller Verzweiflung, sie wußte nicht mehr, was sie that. Peter war auf die fürchterliche Kunde hin fortgestürzt zum Wirtshaus, durch die Gassen, an den Rhein; dann war er an des Stadtrats Schwelle geschlichen, hatte gelauscht und gedämpfte Schritte vernommen. Wenn sich einer der Thüre näherte, wich er zurück wie ein Dieb. Wieder nahm er die ziellose Wanderung auf, suchte die Straßen ab, schlich um die Gärten, dann wieder zum Rheine, uferauf und -ab; er rief und horchte; nichts sah er, nichts hörte er. — Der neue Morgen kam, der Mittag, der Abend. Vom Hause des Stadtrats ging



Die Wut packte ihn; er stürzte den Tisch um, der Eisenstuhl fuhr durch die Luft.

bessere Kunde durch den Ort. Aber noch immer irrte der arme Peter umher, noch immer kniete ein verzweifeltes Weib vor dem Bilde des Heilandes. — Wieder breitete die Nacht ihre Schatten aus! Kein Suchen, kein Senden brachte Nachricht. Aber beim Morgengrauen des zweiten Tages schleppten Fischerleute auf Stangen und Brettern eine verhängnisvolle Last vom Rhein zur Schmiede.

Das Mütterchen that einen entsetzlichen Aufschrei, dann fiel sie in Ohnmacht und Schummer. Als sie aufwachte, lachte und sang sie; ihr Geist war auf ewig umnachtet. — — —

Eine Woche war vergangen. Der Schwergetroffene hatte sich aus Schmerz und Fieber soweit erholt,

daß gute Hoffnung an seinem Lager stand; aber der Arm, der den unseligen Schlag gethan, regte sich nicht mehr. Meister Gerhard schloß den ewigen Schlaf an der Mauer des Friedhofs, der vom Bergeshang in das sonnenbeschienene Rheinthal blickt.

Vor dem frischen Grabe stand der arme Peter. Wieder trug er das leichte Ränzlein, das er noch jüngst bei froher Einklehr von der Schulter hob, wieder Hut und Stab; aber die Finger der Rechten krampften sich zusammen: er sprach ein frommes Gebet für seinen armen unglücklichen Vater. — Tiefes Leid war über den Jüngling gekommen; er erschien um Jahre gealtert; in ihm wohnte keine Hoffnung mehr. — Da, ein leichter Schlag auf seine Schulter hieß den Ärmsten umschauen: Adelheid stand vor ihm. Aber ihr Anblick bewegte ihn nicht; stumm und still sah er sie an.

„Wo willst du hin? Was willst du thun?“ fragte sie zägend.

Peter zuckte die Achseln; kein Zug seines bleichen Gesichtes bewegte sich.

„Willst du wirklich fort von hier?“ forschte sie weiter, und ihr blaues Auge flehte um Antwort.

Der Jüngling nickte. „Ich kann, ich will dich nicht halten, Peter,“ fuhr sie fort, „aber höre: der Vater will dir helfen; es geht ihm besser.“

In Peters Augen zuckte es, er wehrte mit der Hand.

„Nicht von ihm, von mir sollst du es annehmen, Peter, von meiner Mutter Erbteil; nimm es, ich bitte dich!“

Wie Licht und Schatten dämmerte es über das Gesicht des Unglücklichen. „Ich kann es nicht annehmen!“

„Du kannst es wohl, Peter; du mußt es, bist es mir schuldig!“

Peter zuckte zusammen. Eine Weile besann er sich, dann streckte er ihr langsam die Hand entgegen und sagte mit leisem flehenden Tone: „Für mich ist es nicht nötig, aber wenn du mir noch gut bist, so sorge für meine arme Mutter.“

„Gern, gern, Peter,“ fiel das Mädchen lebhaft ein, „aber es langt für mehr, für viel mehr, nimm auch du: es kommt ja von mir!“

Noch immer hielt sie seine Hand gefaßt. Peter stand in heftiger Bewegung, stürmende Gedanken

hoben seine Brust; er kämpfte und rang nach einem Entschlusse.

Da erklang eine bittere, herbe Stimme. Über der Kirchhofmauer wurde ein rothaariger Kopf sichtbar und eine meckernde Stimme sprach: „Das ist ja schön, Schwesterchen, sehr schön, daß du mit dem da Techtelmechtel treibst, und deinen kranken Vater daheim ganz vergißt! — Kennst wohl das Stücklein von der braven Tochter, die den Vater umbringt, um den Liebsten zu freien. Auf der Orgel wird man es noch hören!“ So klang die Stimme, dann verschwand das Gesicht.

Entsetzt faßte den Jüngling. Er riß sich verzweifelnd los, und ehe das Mädchen sich noch auf sich selbst besann, war er fort auf Nimmerwiedersehen. —

III.

Zehn Jahre waren verfloßen im steten Wechsel zwischen Hoffen und Erfüllen, Ausfällen und Ernten. Vielerlei hatte sich im Städtlein geändert; die Schmiede und Meister Gerhards Geschäft war in andere Hände gekommen; aber auch in Andreas Windelschmitts Haus schauten fremde Gesichter aus den Fenstern.

Um die Herbstzeit war's, der Weinstock stand in Farben, das Korn war geschnitten; alles Grün erbläute allgemach. Da gab's mit einemmale eine Überraschung im Städtchen. Mit lustigen Fanfaren waren stolze Reitersleute um die Mittagszeit eingerückt, drei stattliche Schwadronen, und

kaum waren sie unter Dach und Quartier, da schallte es wieder vom Thorweg her, und mit Getöse und Hufschlag zog die Waffe der heiligen Barbara zum Marktplatz — zwei volle Batterien Artillerie.

Das war ein Leben, ein Lärmen und Schreien ringsum. Sporen klirrten allerwegen, und Säbel rasselten auf dem alten holprigen Steinpflaster. Wie die Kriegersleute die Bärte strichen, und die Mägdelein hinter den Gardinen neckisch hervorlugten! Auf dem Marktplatz standen die Geschütze gerichtet wie nach der Schnur; vor dem Pfarrhaus ging ein Posten auf und ab, denn dort wohnte der älteste Stabsoffizier. Der Bürgermeister aber stand auf der Rathausstreppe mit dem Adjutanten in ein hochwichtiges Gespräch vertieft. Das friedliche Rheinstädtchen war zu einem wahrhaftigen Kriegslager geworden.



Noch immer hielt sie seine Hand gefaßt.

Es war am Spätnachmittag, und an der Ecke des Platzes nahm eine Schwadron Husaren Aufstellung zum Appell. Buben und Mägdelein umlagerten die Truppe; auch manche Ältere schauten von ferne dem ungewohnten Treiben zu. Da bog ein Soldat um die Ecke, dessen Uniform niemand kannte.

„Das ist ein General!“ meinte voller Wichtigkeit einer der Buben, dem Wams und Hosen bedenklich zu kurz waren.

„Der? Der ist vom Generalstab,“ sagte ein anderer.

„Ein Stabstumpeter ist's,“ meinte ein dritter lachend. Der also Gemusterte war ein hochgewachsener, kräftig schöner Mann mit braunem Vollbart; er trug dunkelblauen Waffenrock mit weinroten Aufschlägen. Es war, um es gleich zu sagen, — der Hofarzt des Husarenregiments. Beweglichen Fußes, als wär' er hier daheim, schritt er quer über den Markt; im Vorübergehen grüßte er den dienstthuenden Offizier und nahm seinen Weg durch die schmale Gasse dem alten Thore zu. Zwei der barsüßigen Buben folgten ihm in respektvoller Entfernung. Da er das Thor erreicht hatte, verlangsamte sich sein Schritt, das Auge eilte voraus und haftete an einem Punkte, — an der alten Schmiede. Haus und Werkstatte hatten einen neuen Anstrich erhalten, dem Nachfolger Meister Gerhards schien es gut zu gehen. Der Soldat stand still und sah hinüber nach dem Hause. Traumverloren stand er eine ganze Weile da; er merkte nicht, wie sich zu den beiden kleinen Gefolgsleuten andere sammelten; er fühlte nicht den verwunderten Blick, den das junge Weib auf der Thürstiege drüben, mit dem Knaben auf dem Arme, ihm zusandte, er stand und starrete; Schatten dämmerien ihm über Stirn und Augen.

Nun wurden auch die Werkleute in der Schmiede auf den stummen Beschauer aufmerksam; sie lehnten sich aus Fenster. Da machte jener eine scharfe Wendung und schritt die Straße entlang, zum Orte hinaus.

Wieder suchte und blickte er aus. Da war's! An den Hügel gelehnt, von einem Eisenzaune umschlossen, stand inmitten eines wohlgepflegten Gartens ein Haus, gleich einer Villa, luftig gebaut, reinlich und hell. In den blanken Scheiben spiegelte sich das Gold der Abendsonne, und über Thür und Läden hingen üppige Weinranken voll schwerer Trauben.

Schnell öffnete er die angelehnte Zaunthüre, auf dem Kiesweg knirschte sein Schritt, dann klang der Sporn auf der Steinstiege. Die Hausthüre war offen, ohne Zögern trat er in den saubern, heimlichen Flur.

Eine gebeugte, wohlbeleibte Dame trat ihm langsamen Fußes entgegen; unter der Haube erglänzten silberne Locken: das war Tante Rosalie! Der Hofarzt aber grüßte freundlich und fragte nach dem Fräulein. Tante Rosalie hielt die Hand ans taube Ohr; sie verstand die leise gesprochenen Worte nicht, aber sie erriet ihren Sinn. Sie geleitete den Fremden unter Knirzen ins Zimmer und verschwand dann.

Der Arzt hatte die Mütze abgenommen; eine scharfe Linie schied das natürliche Weiß der Ober-

stirne von dem Wetterbraun der Schläfen und des Gesichtes: Ein paar helle Augen hielten kurze Umschau durch das Gemach: Peter war es, unser Peter, der in zehn langen Jahren ein stattlicher, schöner Mann geworden!

Eine kurze Weile verrann; da vernahm er einen leichten Schritt; sein Blick heftete sich fest auf die Thüre, mit der Hand aber lehnte er sich an den Tisch, denn das Herz klopfte ihm, als wollte es plötzlich stille stehen; er bedurfte der Stütze.

Die Thüre ging auf: Adelheid stand vor ihm, Adelheid nach zehn langen Jahren zum blühenden Weibe herangereift. Das braune, schwere Haar, das einst in dicken Zöpfen niederfiel, gab nun dem voller gewordenen Gesichte einen gar herrlichen Aufputz; aber die Wangen waren ein wenig verblichen; in all ihrer unendlichen Tiefe aber leuchtete wie ehemals das Blau der großen Augen! Nur, wo einst der Schelm gespielt, da thronte jetzt ein stiller ernsthafter Friede.

So erschien sie, aber kaum hatte sie den Besucher erblickt, da wechselten die Farben. Erst bleichten die Züge noch mehr, die Augen weiteten sich; dann aber goß sich das wallende Blut über ihre Wangen. „Du, du!“ klang es von ihren Lippen.

„Ja, Adelheid,“ antwortete der Mann mit herzhafter wohlklingender Stimme. Er ergriff ihre Hand und drückte sie innig; seine Linke ruhte auf Adelheids Schulter. So standen beide Aug' in Auge eine kurze Weile einander gegenüber. Dann aber sank sie wortlos an seine Brust; sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und suchte seinen Mund. —

„So hab' ich dich endlich wiedergefunden!“ so jubelte er auf; „nun aber laß' ich dich nimmermehr!“

„Ja,“ sagte sie, „jetzt hast du deine Lore am Thore!“ Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Wiedergefundenen, und ihr Auge verklärte sich mehr und mehr. Dann aber sann sie einen Augenblick, schüttelte wie ungläubig den Kopf und fragte fast zägend: „Aber sag, wie kommst du hierher? Und in Uniform! Fast häß' ich den hohen Herrn nicht wieder erkannt!“

„Sieh, mein Schatz,“ antwortete Peter lächelnd, „das ist eine lange Geschichte; doch das Ende davon ist gut.“

„Und alles sollst du mir bald erzählen, ja noch heute, mein lieber, lieber Peter! Was wird mir Tantchen dazu sagen? O, sie hat ja keine Ahnung gehabt, wer du bist. Komme, daß wir es ihr sagen.“

Wie ein jubelndes Kind zog sie den Mann mit sich. Tante Rosalie war starr vor Überraschung; sie wollte es nicht begreifen. Draußen in der Laube, bei einer Flasche des besten Weines, den Tantchen im Keller hatte, kam Peter endlich zum Erzählen, nachdem der erste Jubel sich gelegt hatte. Er erzählte, wie er — den entsetzlichen Stachel im Herzen — in die Welt hinausgestürzt sei, um die Vergangenheit auszulöschen, in die Welt, die ihm — wie sie ja alle ihm so oft gesagt hatten — offen stand. „Ich klopfte bei Kaufleuten an, in Fabriken: ein mit-leidiges Achselzucken war der Bescheid. Mit der

Klassischen Bildung eines Gymnasiasten baue man keine Maschinen, und mache man keine geschickten Handelsabschlüsse, und zum bloßen Schreiber sei ich doch zu gut. Die Beamtenaufbahn verschloß mir die unumgängliche Forderung des Ausweises über Familie und Eltern. Ich war und blieb ein halbfertiger Mensch, der noch der Ausbildung, der Lehre bedurfte; dazu aber war Zeit nötig, und Geld — und das hatte ich eben nicht.“

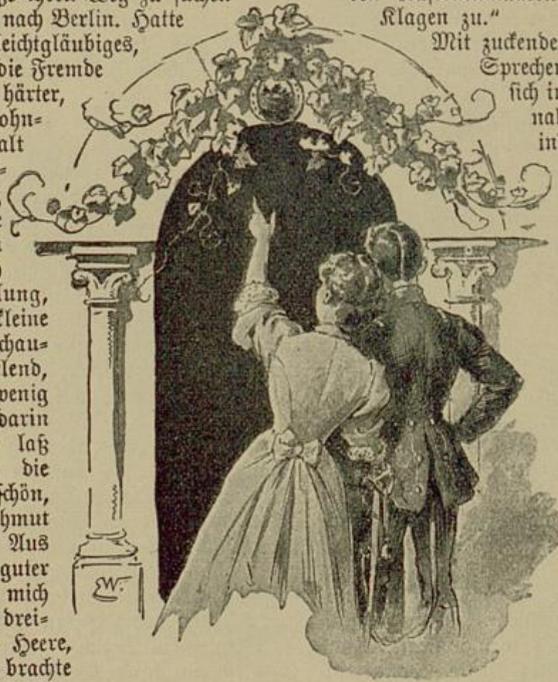
„Aber warum . . . ,“ so wollte da vorwurfsvoll Adelheid einwerfen, doch Peter schnitt ihr mit Liebkosungen das Wort ab und erzählte weiter: „So zog ich umher, und da die Nähe mir verschlossen erschien, strebte ich ins Weite, — dorthin, wo hohe Bahnen hinführen, wohin auch der Pfad derer geht, die neben der Heerstraße ihren Weg zu suchen verurteilt sind: ich ging nach Berlin. Hatte aber die Heimat mein leichtgläubiges, junges Herz betrogen, die Fremde stieß den Fremden noch härter, liebloser zurück. Als Lohnschreiber bei einem Anwalt fand ich endlich Beschäftigung und kargen Lohn; als aber der erkrankte Gehilfe wieder seinen Posten antrat, stand ich wieder brotlos, ohne Stellung, ohne Aussicht. Meine kleine Barschaft war dahin. Schaudernd stand ich vor dem Elend, und wahrhaftig — wenig hätte gefehlt, ich wäre darin untergegangen! Doch laß mich davon schweigen, die Gegenwart ist ja zu schön, ich will sie nicht mit Wehmut und Galle tränken. — Aus dieser Not riß mich ein guter Gedanke: ich meldete mich als Freiwilliger — als dreijährig Freiwilliger im Heere, und ein guter Stern brachte mich nach Thorn zur Artillerie. Mein wohlwollender Hauptmann beschied mich, sobald er meine Papiere gesehen, zu sich und forschte nach meiner Vergangenheit. Die schwere Hand des Schicksals hatte meinen Stolz gebrochen, ich sagte ihm alles, und er versprach und brachte mir Hilfe. Nachdem ich die Ausbildung mit der Waffe erhalten, kam ich zur Schmiede, wo meine alte Liebhaberei mir sehr zustatten kam, auch den knappen Sold um ein geringes erhöhte. Dann ging's nach Berlin zurück, zur Lehrschmiede und auf die Schule. Nach drei Jahren kam ich als Kosarzt zum Regimente zurück, mit bescheidenem Einkommen freilich und mit bescheidenen Aussichten; aber in der Schule des Leidens lernt es sich schon, bescheiden und genügsam zu sein. —

„Nur eines wollte mir nicht leicht werden. So

wenig in den Tagen der schlimmen Not der Gedanke an eine Rückkehr in die Heimat sich regte, so heftig wurden Heimweh und Sehnsucht, als meine Stellung mir zu wünschen und dem Wunsche Erfüllung zu schaffen gestattete. Lange freilich dauerte es, bis die Gelegenheit kam, erst dieser Sommer brachte sie mir: ich wurde in die rheinische Garnison versetzt.“

„Und bist nicht sofort zu mir geeilt, du Böser? Wenn ich dir alles andere verzeihen will“

„. . . so verzeihst du mir auch das noch, mein Lieb!“ so fing mit Rosen der Sprecher den Vorwurf auf. „Als ich zum Regimente kam, stand der Manöverplan schon fest, ich wußte, daß ich bald hierhin kommen würde. Bei meines Mütterchens Tode fehlte mir das Geld, und blutenden Herzens mußte ich dem Begräbnis fernbleiben; den Kasernenmauern schrie ich meine bitteren Klagen zu.“



„Mein Fußsen!“ sprach er leise und mit Nührung.

Mit zuckender Lippe hielt der Mann im Sprechen inne, und eine Thräne stahl sich in sein Auge. Teilnahmsvoll nahm sie ihn bei der Hand, indem sie sagte: „Ja, Peter, sie sind jetzt alle schon tot, die wir beide so herzlich geliebt, und die sich einander so oft befehdet haben. Der Vater liegt auch schon im fünften Jahre drüben auf dem Kirchhofe.“

„Und Sebastian, dein Bruder?“ fragte Peter in plötzlicher Erinnerung.

„O der, der hat schlecht gethan; er hat in wenigen Monaten verbraucht, was der Vater in langen Jahren erworben und erspart hat. Er ist fort in die Welt; niemand weiß, wo er steckt.“

„Und du mein Schatz?“ forschte nun Peter mit schalkhaftem Munde, um den Kummer zu verweisen, der auf Adelheids Stirne

ausstieg. „Was hast denn du inzwischen gedacht und gethan?“

„Ich — ich habe mir das Haus gebaut,“ antwortete sie lustig, „und bin hineingezogen in die Altjungfernburg, — so nennen es die drunten im Städtchen.“

„Du aber wußtest es besser!“ flüsterte Peter ihr zu.

Sie nickte, erhob sich und führte ihren Geliebten an der Hand vor die Hausthüre. Dort wies sie an den Thürbogen. Peter schaute hin: unter Weinranken versteckt erblickte er das Werk seiner Hände, das Eisen, das er einst geschmiedet. Schwaben hatten in seinen Rahmen ihr sicheres Heim sich gebaut.

„Mein Hufeisen!“ sprach er leise und mit Mühe.

„Und es hat mir doch mein Glück gebracht!“ hauchte sie leise hin.

„Amen! — Amen!“ riefen vom Kirchturm herab die Abendglocken.

Heimkehr.

Eine Weihnachtsgeschichte von Waldemar Kadon.

Die Sonne war untergegangen. Am reinen Himmel blühte hie und da ein Sternlein auf, auch die Gaslaternen wurden allmählich angezündet. Eine unruhige, hastige, lustige Menge füllte die Straße.

Giovanni saß auf einem Steine, wie betäubt, kaum daß er die Stadt wieder erkannt hatte. Der scharfe Nordwind ließ ihn unberührt.

Nach einer dreißigtägigen stürmischen Fahrt von Buenos Aires nach Genua war er, von einem heftigen Fieber gepackt, in einer Locanda letzten Ranges untergebracht worden. Halb genesen erst, müde des Verzugs, hatte er sich in einen Wagen dritter Klasse geworfen und war in Neapel angekommen, erschöpft vom Fieber, voll Heimweh, das ihm seit zwei Jahren hart zugesetzt hatte.

Auf dem Hügelrücken des Vomero geboren, ganz unmündig noch zur Waise geworden, kam er zu einem Gärtner in die Lehre, lernte bei seinem Vaten, der zehn Jahre in Amerika gewesen war und noch heute für dieses Land schwärmte, lesen und schreiben, und wanderte dann, durch die Schilderungen des Alten verlockt, nach dem Westen aus.

Fünf Jahre lang hatte er, die bittere Enttäuschung im Herzen, ruhelos, von schwerer Arbeit fast aufgerieben, geschafft und hatte endlich ein Sümmlinchen von nahezu fünftausend Franken zusammengespart, einige Monate hatte er auch in Argentinien gearbeitet, um sich dann, den Kopf voller Pläne, heimatsahnend nach Italien einzuschiffen.

Etwas anderes noch hatte ihn heimgetrieben: eine große leidenschaftliche, aus den ersten Jahren seiner Jünglingszeit stammende Liebe zu einer jungen, schönen Wäscherin, arm wie damals er. Mit jedem Monat der Entfernung war sie ihm schöner erschienen. Er sah sie vor sich unter der glänzenden Sonne Neapels, den Kopf mit einem weißen Tuche bedeckt, unter dem die schwarzen Kräuselhaare hervordrangen, die großen blühenden Augen, die vollen von der Sonne vergoldeten Arme ausgestreckt, die Wäsche aufzuhängen, mit froher Stimme die alten Lieder singend, den schlanken Körper kokett hin- und herbiegend, dann mit den weißen Zähnen in das Brot beißend. Er hatte oft auf der Mauer gesessen und ihr zugehört. Abends dann hatten sie ehrbar vor ihrer Thür miteinander geplaudert und hatten, alle Hindernisse jugendfroh überspringend, Lustschlösser der Zukunft gebaut.

Um diese der Wirklichkeit näher zu bringen, war er endlich nach den verheißenen goldenen Bergen der neuen Welt abgereist, eine große Eifersucht als Hauptgepack mit sich nehmend. . . .

Giovanni stand auf, reckte die Glieder und machte sich auf den Weg. Eine Stunde noch und er war droben. Wie freute er sich darauf, die bekannten Orte alle wiederzusehen: die Häuser, die Pinien, die Weinberge und Gärten, und die Luft da oben, die keine Krankheit auskommen läßt. Er malte sich zum tausendstenmale das Wiedersehen aus: Graziella größer geworden und noch schöner, und dann die Freunde und Bekannten. . . .

Seit einem Jahre hatte er von Graziella keinen Brief mehr bekommen; das aber quälte ihn nicht, er hatte seinen Aufenthalt zu oft gewechselt und nicht Zeit gehabt, seine Adresse anzugeben.

Immer freudiger wanderte er dahin, sein kleines Kösserchen unterm Arm, oft sich verlaufend in dem Gewirr der kleinen Gassen dieses Viertels. Zwei, drei rasch aufeinander folgende dröhnende Schläge von Pappebomben ließen ihn zusammensucken, die einfache Weise des Dubelsackes mit dem Pastorale der Schalmei im Grunde eines Sackgäßchens erinnerten ihn, daß es Weihnachtsabend war. So würde er sie alle zu Hause und bei Tische finden, dort zu ebener Erde im letzten Hause der neuen Straße San Francesco, wo, wie man ihm geschrieben, die neue schöne Kirche stehen sollte.

Er besand sich in der Nähe der Vicaria, lenkte nach der Piazza Dante ein, um den Toledo hinaufzuwandern. An der Ecke der Domstraße war ein ganzer Stand mit Feuerwerkskörpern und Knallbomben in Brand geraten. Der arme Händler und alle Nachbarn hatten sich auf die andere Seite der Straße geflüchtet, von links und rechts drängte schreiend und jubelnd das Volk heran. Das war ein Schauspiel nach aller Herzen. Die bengalischen Feuer, rot, grün, weiß, beleuchteten die lange Straße und die Häuser bis ins fünfte Stockwerk hinan; dazwischen knatterten die Frösche, trachten die Bomben ohne Unterlaß, und das Holz des Gerüstes, auf dem sie ausgestellt gewesen, flog bis mitten in die Straße hinein. Zuletzt brannte noch die Schutzleinwand, und die Fegen segelten über die Köpfe der Menge dahin. Der Händler fluchte gottsjämmerlich, seine Frau heulte. Die feierten eine schlechte Weihnachten. . . .

Auf der Piazza Dante blieb Giovanni, dem lauten Losen neapolitanischen Lebens entfremdet, erstaunt stehen. Doch wirkte Lärm und Jubel ansteckend, und er mischte sich unter die treibende Menge.

Der Platz war um diese Stunde noch gedrängt voll Käufer und Verkäufer, trotzdem man kaum mußte, wohin den Fuß setzen; so dicht besetzt war alles, auch die ebene Erde, auch der breite Sockel um die Dante-Statue her, mit Blechwaren, Töpfen, Tellern, Gläsern und Lampen. Um seine Ränder herum standen Tische und Bänke mit Spielwaren, Parfümerien, Seifen, Bürsten und Besen, Spiegeln und Stöcken, Glückwunschkarten, Photographien, und Bücher, Bücher zu ganzen Haufen, alles verstaubtes Zeug aus allen Zeiten und Ländern, halb aufgeweicht durch die letzten Regengüsse, aber angepriesen, wie alles andere durch lautes Brüllen,

Durch Trompetenstöße und Fahnenstweifen. Langsam glitt der Menschenstrom daran vorüber, hier gestaut, dort Wirbel bildend, und Giovanni, vorwärts geschoben, fast willenlos, dachte an sein Mädchen. Er wollte sie überraschen, sich hinter der Thüre verstecken, mit einem Sprunge ihr um den Hals fallen, oder er wollte als Bettler an ihr Fenster pochen. Er lächelte und drückte sein Kösserchen, das seinen Schatz barg, fest an den Leib.

Er schaute zu der Statue hinauf. Der marmorweiße Dante breitete seine Rechte wie segnend über die Menge aus, er erschien ihm wie ein Heiliger.

Weiterhin kaufte er ein paar Geschenke für Graziella: eine Schnalle aus Nickel, einen rotwollenen Shawl, ein seidenes Taschentuch. Im Weiterschreiten überfiel es ihn wie eine plötzliche Angst, es schien ihm, er werde den Ort leer finden und die gekauften Geschenke würden zu nichts dienen. Jetzt beschleunigte er seinen Schritt, er meinte schon zu spät zu kommen, er fühlte, wie ihm die Knie bebten, er vermochte das sich steigende Losen nicht mehr zu ertragen, er sehnte sich nach Stille, nach freier Luft. . . .

In weniger als einer Viertelstunde bog er in die Via dei Mille ein und stand bald vor der großen Treppe des Arco Miralli. Er blieb aufatmend stehen und hörte das laute Pochen seines Herzens. Und wie er die Treppe hinaufstieg, waren die Jahre der Abwesenheit vergessen; er meinte, diese altbekannte Treppe erst gestern gesehen zu haben. Zwischen Vergangenheit und Gegenwart schien ihm nur ein Tag zu liegen. Er ward tief gerührt, als er endlich oben auf der ganz menschenleeren Straße stand. Da überfiel ihn wiederum die Angst, das Gefühl der Leere und Ede.

Er bog in die neue Straße San Francesco ein. Die Thüre an Graziellas Hause war geschlossen, aber Lichter waren drin angezündet, man hörte Tellerklapper, Gläserklirren und lustiges Lachen. Ein Freudenstauer überließ ihm, er trat heran, um kräftig zu pochen. . . .

Langsam Schrittes kam ein Mann, die Pfeife im Munde, die Straße herab; der rief ihn, rief ihn bei seinem Namen. Es war Onkel Agostino der Hüfner, ein rüstiger rumbäckiger Alter.

„Geda, Giovanni, gerade heute bist du heimgekehrt?“

„Ja, zu rechter Zeit,“ und er hob die Hand, um zu klopfen.

„Warte,“ sagte der Alte, „seit wie lange hast du keine Briefe bekommen?“

„Seit etwa einem Jahre,“ antwortete Giovanni, der sein Herz erstarren fühlte.

Onkel Agostino nahm ihn bei der Hand und führte ihn auf die andere Seite der Straße.

„Komm zu mir,“ sprach er, „wir trinken ein Glas Wein miteinander.“

„Aber warum willst du mich nicht da hineinlassen?“

„Komm zu mir, komm zu mir,“ wiederholte der Alte, ihn mit sich ziehend.

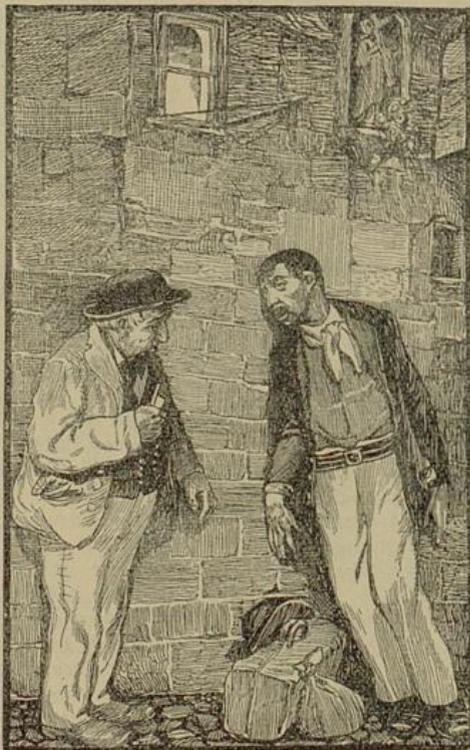
„Aber Graziella,“ schrie der Heimgekehrte, „wo ist sie? Wohin ist sie gegangen?“

Da blieb der Alte stehen, nahm die Pfeife aus dem Munde und wollte sprechen, aber die Lippen bebten ihm, und er stammelte nur: „Laß den Mut nicht sinken, Giovannino . . .“

„Ist sie tot?“ schrie da Giovanni mit ersticker Stimme, „tot?“

Sein Kösserchen und alles, was er in den Händen trug, fiel zu Boden und er lehnte an der Mauer mit weitauferissenen Augen, zum Sterben bereit. Der Alte wagte kein Wort.

Der Himmel glänzte in seinen Sternen, wie Silber dehnte sich der schöne Golf nach Sorrento hinüber. In der Stadt drunten brauste es wie ein Meer, ein weißlicher Rauchdunst lag über die Häuser gebreitet. Hier und da blitzte ein Feuerwerkskörper auf, das Krachen



Er lehnte an der Mauer mit weitauferissenen Augen, zum Sterben bereit.

von Bomben tönte durch die Stille der Nacht. . . . dann läuteten die Glocken. . . .

Niemand hatte gewagt, Graziellas Tod hinüber nach Amerika zu melden, man wollte seine Heimkehr abwarten. Die Mutter des Mädchens hatte bald nachher den Ort verlassen. Der Pate Giovanni war von neuem in das Land seiner Sehnsucht ausgewandert; von den wenigen Freunden, die der junge Gärtner damals gehabt, waren einige fortgegangen, andere dienten als Soldaten. Der alte schweigsame Hüfner war der einzige, der ihn noch kannte, der ein Gefühl für den Unglücklichen hatte.

Durch ihn erfuhr er nach und nach alles. Er drückte ihm die Hand, schenkte ihm, was er gekauft,

für seine verheiratete Tochter und sprach: „Nun lebt wohl!“

„Ja, wohin willst du gehen?“

„Nach Amerika. Lebt wohl!“ Mit großen Schritten entfernte er sich. Onkel Agostino schaute ihm kopfschüttelnd lange nach und ging dann schleppenden Schrittes nach seinem Häuschen zurück.

Giovanni irrte wie geistesabwesend die ganze Nacht auf dem Hügelrücken umher. Oft blieb er stehen und schaute auf die leuchtende, ihm fremd gewordene Stadt zu seinen Füßen. Hundert Glocken, große und kleine, helle und tiefe, von Kirchen und Kapellen, verkündeten die Geburt des Welterlösers mit festlicher Stimme durch die feierliche Nacht.

Zum Tode müde, niedergeschlagen, warf sich der Jreunde endlich hinter einem Erdaufwurf zu Boden und hier konnte er weinen . . . er weinte wie bei einem Abschiede, denn das stand fest: er mußte wieder hinüber, arbeiten, arbeiten, solange er die Last des Lebens tragen konnte.

Ihm gegenüber erhob sich einsam und schweigend eine Villa. Ein hohes eisernes Gitterthor sperrte den Vorgarten. In dem schmerzvollen Halbschlummer, der dem Thränenausbruche gefolgt war, sah er eine weibliche Gestalt das Gitterthor öffnen, sah einen in seinen Mantel gewickelten Mann hervantreten, dem sich das Weib lautlos an den Hals warf . . . War es ein verzweifelter Abschied? das Ende einer hoffnungslosen Liebe? In der Stille der Nacht hörte er, wie sie einander küßten . . .

Er erwachte endlich, die Sterne waren erblichen, ein leiser röthlicher Schimmer lag über dem Besuw. Ganz steif und erstarrt erhob er sich. Alles erschien ihm wie ein Traum, wie etwas längst Vergangenes, sein Schmerz hatte sich in den tiefsten Winkel des Herzens verfrachten. Er schritt die Straße hinab und unter den starren Platanen hin, die hie und da noch ihr braunes Laub festhielten. Wenige Schritte vor ihm her ging der Mann im Mantel. Als sie Seite an Seite waren, schauten sie sich lange an, als ob sie sich verstanden hätten, dann boten sie sich den guten Morgen . . .

Giovanni schritt mit gesenktem Kopfe weiter, er fühlte, daß er wie ein Betrunkener schwankte. Ein Gedanke nur begleitete ihn wie eine Trauermusik: er mußte fort von hier, wieder hinüber, arbeiten, arbeiten, solange der Körper vorhielt.

Ein großes liches Morgenrot grüßte den Weihnachtmorgen, grüßte die Welt im Feste, viele Millionen feierten es in jubelnder Lust. Was ist dagegen das Glend, der Schmerz eines Einzelnen?

Ein schwieriger Fall.

Wachmann: „Herr Kommissär, soeben ist eine Leiche im Flusse gefunden worden, welche ganz in Stücke zerhackt ist.“

Kommissär: „Ist das nur Mord oder Selbstmord?“

Die Rose von Pirmasens

oder

Wie ich mein eisern' Kreuz erwarb.

Von einem, der mit dabei gewesen.



Anno 70 war's, in der Maienzeit, da war ein junges Blut von Jägersmann aus dem deutschen Norden in die Pfalz eingerückt, in die bayerische Pfalz zumal, und zwar als Forstgehilfe beim königlich bayerischen Forstamt zu Pirmasens. Dies Amt, sowie ganz Pirmasens, hatte sich freilich arg gewundert, wie der junge Mann gerade darauf gekommen war, sich um die ledige Stelle zu bewerben, wo er doch Norddeutscher sei und ihn die Pfalz nichts anginge?! Aber die Aufklärung folgte bald; der junge lange Bursche mit dem tiefen Schnurrbärtchen und der geraden weißen Stirne

gab sie dem Amte, und wer es sonst hören wollte, gern zum besten.

Sein Urgroßvater stammte aus Pirmasens; er war einer der bekannten „langen Kerle“ gewesen, die sich Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus aller Welt, speciell aber aus Pirmasens her verschrieb, um sie in seine Leibgarde einzustellen. Auf Befehl des Königs hatte der lange Rekrut dann ein fast ebenso langes Weibsbild, das seinerseits aber aus dem Spreewalde stammte, geheiratet; und wenn es nach dem Willen des Königs gegangen wäre, hätte es nun ebenso lange oder womöglich noch längere Kerle als Nachkommen geben müssen. Aber Mutter Natur hatte es anscheinend krumm genommen, sich so ins Handwerk pflücken zu lassen, und hatte es ungekehrt so eingerichtet, daß unser Pirmasenser von seiner Spreewälderin eine Nachkommenschaft bekam, die genau ebenso unter dem Normalmaß blieb, wie Vater und Mutter darüber waren. Auch aus der zweiten Generation wurde nichts Rechtes; erst in der dritten glied sich alles wieder aus, und gar in der vierten schien die Sache in die erste Generation zurückzuschlagen: Friedrich August Steigerwald war schon mit 19 und 20 Jahren ein Riese und schien noch einen Tag um den andern aus seiner schönen grünen Uniform nur so herauszuwachsen gleich einem jungen Kastanienbaum; das urgroßväterliche Blut meldete sich wieder.

Kein Wunder drum, wenn der junge Bursche die Sehnsucht in sich trug, doch einmal die Heimat des Urgroßvaters kennen zu lernen, und da sich gerade die Gelegenheit dazu bot, daß das Forstamt zu Pirmasens die besagte Stelle ausschrieb, so meldete

er sich, trotzdem er Norddeutscher war, und erhielt die Stelle auch, wiederum trotzdem er Norddeutscher war, weil er die besten Zeugnisse hatte von allen, die sich gemeldet hatten.

Auf diese Art also war er dahin gekommen, und er bereute es nicht, sich soviel Mühe darum gegeben zu haben, denn es gefiel ihm ausnehmend in den pfälzischen Bergen, im Grün der Wasgenwälder und im Kreise der frühlichen Pfälzer. Freilich, Verwandte fand er nicht mehr da; sein Name aber war trotzdem doch noch vertreten, wenn auch nicht in Gestalt von lebendigen Menschen, so doch in der Gestalt eines Bauernhofes, des Steigerwalder Hofes. Es war dies ein gar stattliches Gehöft, das einen Büchsenchuß weit von der schönen breiten Straße ablag, die von Pirmasens nach Frankreich hinein führt. Es war der letzte deutsche Hof; die Grenze Deutschlands und die Grenze dieses Hofes waren eins.

Es war erklärlich, daß sich Fritz Steigerwald als-bald sagte: dieser Hof sei einstens seiner Familie gewesen; aber niemand wußte etwas davon, und auf dem Hofe lebten jetzt Leute, die von einer Familie Steigerwald nicht das geringste wußten, waren es doch gar keine Deutschen, sondern Lothringer, die eigentlich nach Frankreich gehörten. Er hatte sich sehr bald auf dem Hofe so von ungefähr eingefunden und Bekanntschaft mit den Besitzern gemacht, was um so leichter war, als der Hof in seinem Revier lag.

Besonders freundlich war aber die Aufnahme, die er fand, gerade nicht: der Bauer war grob gegen ihn, die Bäuerin mißtrauisch, der einzige Sohn Antoine, — ein hübscher, frischer Bursch mit einem echten Napoleonsbarte — ausgesprochen feindlich. Unser Freund tröstete sich bald; in der Stadt Pirmasens fand er um so bessere Aufnahme: da war er seiner Schlagfertigkeit wegen bald respektiert bei den Männern und wegen seines ausnahmsweisen Wuchses beliebt bei Frauen und Mädchen. Nur eine mochte ihn nicht leiden, und gerade von der that's ihm weh. Das war Rosa, eines Bauern Tochter. Schon beim ersten Blick hatte sie ihm ausnehmend gut gefallen, und in seinem jugendlichen Übermuth hatte er gemeint, er müßte sie im Umsehen erobern; aber Köschchen hieß sie nicht umsonst, sie steckte etliche garstige Dornen heraus, und daran stach und ritzte sich der junge Grünrock auf eine so schlimme Weise, daß es gar nicht wieder heilen wollte. Als sie beide wieder einmal bei einem Tanze zu Argers und Streit miteinander gekommen waren, hatte er ihr zugerufen: „Und ich pflücte dich doch noch, Rose von Pirmasens!“

Tropigen Auges hatte sie ihn darauf angeschaut; ihre Wangen waren zuerst farblos wie Elfenbein geworden, dann aber war das heiße Blut wie in hellen Flammen darüber gestutet, und Thränen waren ihr in die Augen getreten; mit zuckenden Lippen stand sie ihm gegenüber. O, wie schön, wie begehrenswert erschien sie gerade in diesem Augenblicke! Aber nun erst recht schien es zwischen ihnen beiden aus zu sein; der Name aber, den er ihr gegeben, sprach sich weiter, und sie behielt ihn. — Der junge Antoine vom

Steigerwalder Hof aber war an ihre Seite getreten und hatte geknurr: „Was will er von dir, der grüne Preuß?“ —

* — *

Etliche Monate vergingen; der junge Forstgehilfe lag seines Amtes ob, patrouillierte die Grenze fleißig auf und ab und schaute nach Wildbuben aus, denn an denen war gerade kein Mangel im Revier.

Weh that es ihm dabei, daß ihm allgemach der Verdacht kam, ob nicht am Ende die beiden fremden Bauern auf seiner Urväter Hof mit unter den Wildbuben steckten? Ihr Treiben war arg verdächtig; aber bevor er noch ganz dahinter gekommen war, traten Ereignisse ein, über die alles andere vergessen wurde: die Vorboten eines Krieges zeigten sich! Und Schlag fiel um Schlag, bis eines Tages die Nachricht in die Stadt und in die Forsterei gelangte: Napoleon hat den Preußen den Krieg erklärt; ganz Deutschland aber steht mit auf der Preußen Seite und zieht wider die Franzosen ins Feld. Nun hätte Fritz Steigerwald sogleich zu seinem Bataillon nach Lübben abmarschieren müssen; aber es kam der Befehl, alle Forstleute, die an der Grenze stünden, sollten vorläufig auf ihren Posten verbleiben; so blieb auch Fritz Steigerwald in seinem Revier; aber er fühlte sich bereits als Soldat; er wußte, daß er die Grenze vor dem Feinde zu bewachen habe.

Das Treiben auf dem Steigerwalder Hof wurde von nun ab aber verdächtiger als je: da mußte mit einemmale viel Zuzug angekommen sein, denn es zeigten sich alle Tage neue Gestalten auf dem Hofe, die niemand bis dahin gesehen hatte; die beiden Bauern aber gingen mit grimmigen Gesichtern umher. Fritz Steigerwald wurde bald der festen Ansicht, daß sich hier ein Nest französischer Spione zusammengefunden habe und daß möglicherweise ein plötzlicher Einbruch in die Pfalz von der unweit davon gelegenen französischen Festung Bitseh her vorbereitet werde; er meldete dies seiner Behörde, und die Folge war, daß eines Nachts der Hof umstellt wurde und die gesamte Forstmannschaft in den Hof eindrang. Wie die Ratten stob da die ganze Gesellschaft auseinander; nur der alte Bauer blieb; er griff nach einem Gewehre und legte auf den Oberförster an; Fritz Steigerwald aber zog rasch seinen Hirschfänger und hieb den Bauer nieder. Da stieß der Sohn Antoine von draußen das Fenster ein, streckte seine Faust drohend herein und rief dem jungen Forstmanne voller Wut zu: „Vengeance, canaille prussienne!“

Tags darauf kam die Nachricht in die Stadt: Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen hat die Franzosen bei Weißenburg und Würth geschlagen; und bald darauf die neue Nachricht, auch bei Spichern sind die Franzosen geschlagen; überall sind sie im Rückzuge. So war die Grenzbewachung in der Pfalz nicht mehr nötig; die Forstgehilfen wurden zu ihren Truppenteilen einberufen.

„Feins Liebchen, ade, ade!
Wer weiß, ob ich dich wiederseh!“

So summt es Fritz Steigerwald in den Ohren, als er zum Bahnhofe ging, um nun in den wirklichen Krieg zu ziehen. Gar zu gern hätte er ihr jetzt noch einige liebe gute Worte gesagt; aber wer sich nicht sehen ließ, war die „Rose von Birmasens“. Vor ihrem Fenster war der weiße Vorhang zugezogen, und freilich war es ihm, als ginge dieser leise hin und her, aber zu Gesichte bekam er nichts. Zögernd blieb er vor dem Bahnhofplatze stehen und schaute sich immer wieder um, als müßte sie sich doch noch zeigen; aber nein, sie war und blieb unsichtbar. Gerade erreichte er noch den Zug; dann ging es fort in den Krieg. Als aber der Zug vor ihrem Hause vorüberfuhr. . . . wie? flatterte da nicht ein weißes Tuch? Oder war es eine Täuschung der Augen, in denen die Thränen standen?! —

Fritz Steigerwald traf sein Bataillon längst nicht mehr in der Garnison, wurde aber alsbald als ortskundig einem Nachschub zugeteilt, der zu dem kleinen Detachement stieß, welches die Festung Bitsch belagern sollte. Diese Festung schien sich nicht ergeben zu wollen, trotzdem die französische Armee längst abgezogen und ringsum alles von Deutschen besetzt war. Auf den Höhen, der Festung gegenüber, hatten sich 4 Batterien eingegraben und schossen Tag und Nacht auf die Festung; aber die Kugeln und Granaten fielen eine um die andere wider die starren Felswände, ohne daß auch der Feind nur an Übergabe dachte, denn der saß sicher und guter Dinge in den unterirdischen Kasematten und spürte von den Kugeln nichts. Endlich wurden die Artilleristen die Schießerei müde und stellten sie ein; dagegen wurde eine Postenkette aufgestellt, welche die Bewegungen des Feindes scharf überwachen sollte. Wochen- und monatelang ließ der Feind nichts von sich merken; er war anscheinend mit der Lage der Dinge ganz zufrieden, saß wie der Hamster im Bau und zehrte in aller Gemütsruhe von dem starken Proviant, den er sich noch kurz vor der Belagerung hatte verschaffen können. So kam es, daß auch den Belagerern die Sache langweilig zu werden begann und die Wachsamkeit etwas nachließ.

Dies sollte verhängnisvoll werden.

Wenn Fritz Steigerwald dienstfrei war, streifte er gar zu gern in dem weiten Forste umher, der die Festung umgab; er stieg die höher gelegenen Bergspitzen und hielt von da aus Umschau nach Osten zu! Da hinaus lag ja sein einstmaliges Revier! Er vermeinte mitunter den Steigerwalder Hof erkennen zu können, wie er mit seinem roten Ziegeldache durch das Grüne leuchtete. Dahinter aber suchte sein sehndes Herz die Stadt, in der es Köstchen mußte, die Rose von Birmasens.

Als er eines Tages so durch den Wald stieg, die Augen sinnend zu Boden geheset, vernahm er plötzlich ein Geräusch neben sich, als ob ein Tier oder ein Mensch schnell durch das Laub schreite, das auf dem Boden lag. Rasch schaute er auf und sah eben noch, wie ein Mensch keine zwanzig Schritte von ihm hinter den Buchen verschwand. Es war an-

scheinend ein Bauer aus der Umgegend; aber eigentümlich berührte es den jungen Krieger, daß der Bauer so schnell im Dunkel des Waldes verschwand.

Wenige Tage darauf, als er wieder Dienst hatte, traf er auf einem Patrouillengange in einem abgelegenen, tief eingeschnittenen Thale anscheinend auf denselben Bauern. Auch diesmal wollte derselbe im Umsehen verschwinden; er wurde aber angerufen und mußte stehen bleiben. Überrascht sahen sich ihrer zwei in die Augen: Fritz Steigerwald und Antoine Thirion, der Bauernsohn des Steigerwalder Hofes, den er seit jener Nacht nicht wiedergesehen hatte. Wild zuckte es dem jungen Bauern um die Lippen; Fritz aber überlegte bei sich, ob er den Menschen nicht verhaften und mitnehmen sollte. Er ließ ihn durchsuchen; da er aber nichts Verdächtiges bei ihm fand, so blieb ihm nichts übrig, als ihn laufen zu lassen. Mit höhnischer Grimasse verschwand der Bauer hinter den Bäumen.

Einige Tage vergingen; der Feind hoch oben auf der Festung schien gänzlich eingeschlafen zu sein, so daß sich auch die Belagerer der wohlverdienten Ruhe überließen. Die deutsche Truppe lag auf einem großen Hofe dicht bei einander und war in Scheunen und Heuböden untergebracht. Der Hofbesitzer hatte trotz der harten Kriegsläufe sein Getreide abgeerntet und eingebracht; nun war Erntefest, und die welschen Knechte und Mägde ließen es sich bei gutem Essen und reichlichem Trunkte wohl sein, während die deutschen Hornisten von der Artillerie sich zu einer Musikbande zusammengesetzt hatten und immer einen flotten Tanz nach dem andern bliesen. Spät am Abend war es, als endlich alles sich auf sein Lager zurückzog, während die aufgestellten Posten verdrossen ihrer Pflicht oblagen.

Fritz Steigerwald hatte die Lustigkeit nur halb mitgemacht; ihm saß die Sehnsucht nach der Geliebten zu tief im Herzen; und außerdem quälte ihn der Gedanke, was wohl der junge Thirion im Schilde führen möge? Er konnte eine unbestimmte Unruhe nicht los werden, als ob eine unvorhergesehene Gefahr drohe.

Er war dienstfrei für die Nacht und hätte sich mit den andern zur Ruhe legen können, und wirklich begab er sich mit diesen in die Scheune; aber der Schlaf floh ihn, während die andern in tiefem Schlummer lagen und laut schnarchten. Mitternacht war da; noch immer hatte sich der Schlaf nicht eingestellt. Er stand auf, öffnete das Thor und schaute in die Nacht hinaus. Sternenklar war der Himmel und eine unsagbare Ruhe und Stille lag über den dichten Wäldern und dem tiefen Thale vor ihm, aus dem die feindliche Festung sich erhob. Deutlich sah er sie als eine dunkle Masse vor sich liegen; auch hier rührte sich nichts; und doch . . . Klang das nicht wie Kommandotöne? Freilich, ganz, ganz leise und gedämpft? Gespannt horchte er; aber nein, es war wohl eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne. Da aber sah er plötzlich, wie ein Licht auf der Festung auftauchte und hin- und hergetragen wurde, worauf es wieder

erlosch. Unzweifelhaft, auf der Festung ging etwas vor. Schnell entschlossen, zog er sich wieder völlig an; er nahm sein Gewehr zur Hand und ging in die Nacht hinaus. Mit Weg und Steg genau vertraut, wollte er sich der Festung nähern, um mehr zu erkundschaffen; auf einem Schleichwege, den sonst wohl niemand kannte, stieg er vorsichtig, Schritt für Schritt nach rechts und links spähend, in das Thal hinab.

Inzwischen war es immer lichter und lichter geworden; aber ein dichter Nebel hinderte ihn, weit voraus zu sehen; um so gespannter horchte er, ob er nichts vernähme. Plötzlich war es ihm, als hörte er in unmittelbarer Nähe leichte, schleichende Schritte, und im selben Augenblicke tauchte auch bereits aus dem Nebel eine Gestalt auf, die er wohl zu kennen meinte, und dahinter glaubte er noch andere Gestalten zu bemerken.

„Halt, wer da?“ so rief er unerschrocken mit lauter Stimme, als ob eine ganze Kompagnie hinter ihm wäre. Erschreckt blieb der Angerufene zuerst stehen; dann aber riß er eine Flinte, die er trug, rasch in die Höhe; bevor er aber noch seinen Schuß abgegeben, hatte Fritz sein Gewehr an der Wange . . . ein Knall, und der Angreifer stürzt. Rasch geladen! Ein zweiter Knall . . . und dann behende zurück nach dem Gehöfte und dem Lager!

Hier war durch die Schüsse inzwischen alles munter und lebendig geworden. Fritz fand einen Zug bereits ausgeschwärmt vor; rasch berichtete er dem Leutnant sein Erlebnis; Signale ertönten; das ganze Detachement war auf den Beinen; die Artilleristen

eilten zu ihren Geschützständen und ließen die Geschütze spielen — kurz, als die Rothosen, geführt von verräterischen Bauern, am Rande des Waldes herausstraten, wurden sie mit wohlgezielten Schüssen empfangen, während sie geglaubt hatten, die Deutschen im Schlafe überraschen zu können. Mit großem Verluste mußten sie sich zurückziehen.

Als die Sonne über die grünen Berge gestiegen war, gingen die Sieger, um die Toten und Verwundeten zusammenzusuchen. Fritz aber ging nach der Stelle hin, wo er mit dem Bauern zusammengestoßen war. Da lag auf dem Rücken, mit weit geöffneten, starren Augen der junge Antoine — tot; Fritzens Kugel war ihm mitten in die Stirn hineingegangen. Tief bewegt betrachtete Fritz sich den noch

im Tode schönen, blühenden Jüngling mit dem stolzen Knebelbart, der von seiner Hand gefallen war. — Dann rief er die Träger herzu und ließ den Leichnam wegbringen. Die toten Feinde fanden ihr ehrlich Grab an einer lichten Stelle des Waldes, zur Seite einiger Gräber, in denen bereits deutsche Artilleristen und Jäger ruhten; der verräterische Bauer aber wurde am Raine des Stoppelfeldes, unweit der Scheuer verscharrt.



Ein Knall, und der Angreifer stürzt.

Wieder vergingen einige Wochen; Napoleon hatte die Schlacht bei Sedan, hatte Land, Thron und Freiheit verloren, aber die Besatzung von Bitsch hielt weiter stand und ergab sich nicht. Noch immer lag das kleine deutsche Detachement ohne Ergebnis vor ihren Wällen und verging vor Ungeduld und Langerweile, während die Kameraden in Frankreich drin so große Thaten verrichteten! Da langte eines Tages ein kleines Paket beim Kommandeur des Detachements an, und dieses enthielt — ein „eisern Kreuz“, bestimmt für den Unteroffizier Fritz Steigerwald, der durch seine Wachsamkeit den geplanten Überfall der Franzosen vereitelt hatte. Ein großer Appell fand statt, und hierbei wurde nach einer passenden Ansprache des Kommandeurs die Auszeichnung dem Unteroffizier überreicht. Alles beglückwünschte den so Ausgezeichneten — den einzigen der ganzen Truppe — und beneidete ihn nicht wenig.

Gegen Abend, als Fritz von einem seiner gewohnten Spaziergänge den Weg nach dem Hofe zurücknahm, wunderte er sich nicht wenig, als er schon von weitem sah, daßein offener Spazierwagen, mit zwei Pferden bespannt, vor dem Hofe hielt. Näher zutretend, sah er, wie eine Dame in tiefem Schwarz, einen großen Kranz tragend, den Wagen verließ. Voller Spannung ging er der Dame nach und fand sie alsbald — über das Grab des erschossenen Bauern gebeugt und in Gebet versunken. Wie gebannt von dem Bilde, blieb er stehen. Da schaute die Knieende auf . . . und jählings wollte auch er in die Knie sinken, denn niemand anders war es, als Rosa, die „Rosa von Birmasens“.

„Rosa,“ rief er und sagte sich wie von Sinnen an die Stirn; „Sie! Und der Mann da, der Erschossene . . .“

„Er war mein Bräutigam . . .“

„Und ich, ich Unseliger . . .“

„Was,“ rief sie da und erhob sich, wie plötzlich

alles begreifend, „Sie . . . sein Mörder? O, nun ist alles aus!“ Er wollte auf sie zu, wollte sie umfassen; sie aber stieß ihn mit Gewalt von sich; sie rangen miteinander, als ginge es um Tod und Leben.

„Rosa,“ ächzte er, „so hör mich doch; nicht ein Mörder bin ich . . . nein . . . im Kampfe . . .“

„Seinen Vater schon hast du umgebracht . . . und jetzt noch den! O, welch ein Elend der Welt! Geh, laß mich oder ich bring' dich um mit deiner eigenen Waffe.“

Rasch zog er da seinen Hirschkänger aus der Scheide und bebenden Herzens slog es von seinen Lippen: „Da, nimm's! Gieb mir den Gnadenstoß! O, ich bitte dich! Auf den Knien stehe ich darum! Töte mich! Ohne dich mag und kann ich nicht leben.“ — Wie irre schaute sie ihn da an, die Hände sanken ihr schlaff herab; sie wurde blaß wie der Kalk an der Mauer, an der sie standen, und lautlos fiel sie zur Erde und auf das Grab nieder. Fritz wollte ihr zur Hilfe eilen, aber fremde Leute kamen und drängten ihn weg; sie trugen die Dahnmächtige nach dem Wagen und fuhren rasch mit ihr davon. Fritz wollte ihnen nach, aber mit der Nachricht seiner Auszeichnung war auch diejenige seiner Verletzung in das Stammbataillon eingetroffen; noch am selben Tage hatte er seinen Marsch dahin anzutreten. Verzweiflungsvoll riß er sich los; es war ihm, als sei ihm das Leben des besten Inhalts auf immer beraubt. —

Noch mancher harte Marsch und Schlachttag folgte, und mehr als einmal trat der Tod unmittelbar an ihn heran; aber es war, als schonte er ihn, nur damit das Leben ihm um so schlimmere Qualen biete. Aber der Krieg ging zu Ende, es war wieder Frieden; mit Sang und Klang zogen die Truppen heim und in ihre Garnisonen. Fritz Steigewald, inzwischen Feldwebel geworden, auch er kehrte heil, zwar noch jung an Jahren, in seiner rechenhaften Gestalt ungebeugt und unverletzt geblieben in so und so vielen Gefechten und Schlachten, aber innerlich alt und gereift geworden durch das Erlebnis vor der Feste Wittsch, kehrte heim in seine alte Stelle beim Forstamte zu Birmasens. Die Stelle war ihm nicht nur offen gehalten; nein, er war sogar für einen höheren Posten bestimmt worden und mit freudigem Stolze empfingen ihn alle Grünvögel — Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene; aber nur wehmütig lächeln konnte er zu alledem; herzensfrohe Freudigkeit, laute Lustigkeit waren ihm nicht mehr zu eigen.

Rosa hatte die Stadt verlassen; erst nach Jahren kehrte sie dahin zurück, und da erst war es, wo die Herzen der beiden sich wieder fanden. Sie wurden ein Paar, aber wie ein Schatten lag es auf ihrem Glück. Rosa fühlte es, wußte es: es gab keinen Mann auf der Erde, der lieber, treuer, aufopferungsvoller sein konnte als ihr Fritz; und doch — mitunter ging es ihr wie ein Schauer durch die Brust, wenn sie ihn anschaute: Von seinem Hirsch-

känger war der eine, von seiner Kugel der andere gefallen!

So war es nicht weiter verwunderlich, daß man sie schon einige Jahre darauf unter den kühlen Rasen bettete. Verzweiflungsvoll stand Fritz Steigewald an dem offenen Grabe, und nur der Gedanke an die beiden armen, mutterlosen Würmer daheim hielten ihn aufrecht.

Seitdem ist er längst in Pension gegangen; er hat das Besitztum seiner Urväter, den Steigewald's Hof gepachtet, sitzt darauf wie ein Herr und bewirtschaftet das stattliche Gut mit Sohn und Tochter. Niemals hat er daran gedacht, eine andere in sein Haus zu führen. Wenn er aber an Kaiser's Geburtstag, am Tag von Sedan oder an sonst einem feierlichen Tage seine Brust mit dem eisernen Kreuze schmückt, da will der Stolz darüber nicht aufkommen; er weiß es, was ihm dies Kreuz an Lebensglück gekostet hat.

Wenn die Mächtigen der Erde miteinander rauen . . .



Im Kampfe lagen Sturm und Eiche,
Doch beide blieben unbezwungen.
Ein Nestchen nur aus dem Gezweige
Schlug hart zu Boden — samt den Jungen.

„Euer Durchlaucht!“

Schwammelfingen . . . wer sollte den Ort nicht kennen?! Diese bedeutende Stadt, mitten im Fürstentum Däsigheim-Hechelfingen gelegen und zu Zeiten die Residenz des durchlauchtigsten Fürsten höchstselbst? Deutschland hat sich, das giebt selbst der Tupsen-Toni zu, der sonst immer und an allem etwas auszufetzen hat, in den letzten Jahrzehnten großartig entwickelt; Berlin hat sich mehr als verdoppelt, hat oberirdische und unterirdische Eisenbahnen gebaut; was aber will das gegen Schwammelfingen? Das hat ein Kriegerdenkmal mit 'nem Adler darauf errichtet, einen Park von anderthalb Morgen Aus-

dehnung angepflanzt und eine neue Dohle bis nach dem Bach gebaut. Die Stadt ist rein nicht wieder zu erkennen! Wem aber verdankt sie eigentlich diese großartige Entwicklung! Niemand anderem als Seiner Ehren dem Herrn Bürgermeister, der sich — ein zweiter Bismarck — nicht Ruhe noch Rast gönnte, bis er nach langjährigem Schaffen und Tausenden von unruhigen, schlaflosen Nächten seine gewaltigen Pläne den widerhaarigen Stadtverordneten zum Troste durchgesetzt hatte.

Er hätte nun auf seinen so schwer verdienten Lorbeeren ausruhen dürfen; aber nein — auch für ihn gilt das Wort: „Was rastet, das rostet.“ So faßte er vor etwa drei Jahren den großen Plan zu einem neuen Unternehmen. Er hatte in einem gelehrten Werke, das sich nach Schwammelfingen verirrt hatte, etwas ganz Erstaunliches gelesen. Schwarz auf Weiß, durch lange Reihen vielzifferiger Zahlen stand es da bewiesen, daß die Zahl der Irren in Deutschland auf erschreckliche Weise von Jahr zu Jahr zunimmt, so daß es bald an den nötigen Unterkunfts-räumen für dieselben fehlen würde.

Seitdem ließ ihm ein Gedanke keine Ruhe, der Gedanke, daß in Schwammelfingen — wie überhaupt im ganzen Fürstentum Däsißheim-Hechelsingen — auch nicht ein einziges Irrenhaus bestehe, wo doch die Statistik klar erweise, daß ein solches über kurz oder lang ein dringendes Bedürfnis werden würde. Ein gewöhnlicher Geist hätte sich vielleicht beruhigt und abgewartet, bis das Bedürfnis sich wirklich herausstellte; aber eben nur ein gewöhnlicher Geist! Ein solcher von der Art, wie unser Bürgermeister sich rühmen konnte, ihn zu besitzen, sieht die Dinge schon im voraus und schaut sich um, daß beizeiten für alles gesorgt ist. Auch Moltke hat, als es anno 1870 zum Kriege kam, nicht erst da, sondern sein behutjam schon im voraus dafür gesorgt, daß er die nötigen Soldaten, Gewehre und Kanonen beisammen hatte. Ein volles Jahr lang trug der Bürgermeister den gewichtigen Gedanken bei sich herum; er ließ ihn gehörig ausreifen. Dann aber sprang er mit einemmale damit heraus und den Herren Stadtverordneten direkt ins Gesicht damit. Na, die machten schöne Augen! Die gelehrte Statistik konnten sie freilich nicht widerlegen; sie meinten sogar, sie wäre richtig, genau richtig, und das zeige sich an ihrem Bürgermeister selber, der notwendig — übergeschnappt sein müsse . . .

Durch solch kleinliche Einwände ließ sich aber der große Mann nicht beirren; er hielt an seiner Idee fest und ließ und ließ nicht locker, bis es schließlich wirklich dahin kam, daß der Grundstein zu dem Bau gelegt und nach etlichen weiteren ein bis zwei Jahren das Gebäude fix und fertig da stand; der Plan war gelungen! Wie ein Schloß erhob sich der Bau auf der sanft geneigten bisherigen Entenwiese und ringsum war er in sicherster Weise eingefriedigt. Alle Fenster waren aufs sorgsamste und stärkste vergittert; in dem Hause selbst aber war alles nach den allerneuesten Prinzipien eingerichtet; da waren Bäder aller Art,

kalte und warme; da gab's grobe Douchen und feine, Lobzellen für die bösen Kranken, Spiel- und Lesezimmer für die guten — kurz, es fehlte an nichts. Auch ein Doktor mit zwei Assistenten wartete seines Amtes, und etliche Wärter und Wärterinnen warteten ebenfalls — alles wartete, wartete nämlich auf die Kranken, denn an denen fehlte es, trotz aller Statistik! Es gab in der ganzen Stadt, ja im gesamten Fürstentum auch nicht einen, der reis gewesen wäre für das schöne, neue Irrenhaus. Was für 'ne gesunde Gegend!

Das verdroß unsern Bürgermeister wohl etwas; aber er hielt es einmal mit der Statistik und war fest überzeugt, eines Tages würde man sie hausenweise bringen.

Gerade in dieser Zeit nun lief die Bottschaft vom Fürsten ein, daß er demnächst seiner getreuen Stadt Schwammelfingen einen Besuch abstatten und dabei alle neueren städtischen Anlagen und Unternehmungen besichtigen wolle. Das fuhr unserm Bürgermeister in die Glieder, denn der Fürst war, seit er das Fürstentum und der Bürgermeister die Stadt regierte, nicht in Schwammelfingen gewesen; es fiel dem Bürgermeister also eine wenn auch sehr ehrenvolle, so doch auch wieder hochschwierige Aufgabe zu. Aber der Mensch wächst bekanntlich mit seinen höheren Zielen. So auch der Bürgermeister, er wuchs sichtlich — innerlich, wie äußerlich.

Das innere Wachstum zeigte sich darin, daß er in letzter Stunde noch die gewaltigsten Pläne faßte, um die Stadt nur so recht großartig vor den fürstlichen Augen erscheinen zu lassen; das äußerliche Wachstum aber bewies sich damit, daß der Bürgermeister immer dicker und dicker wurde. Seit der Stunde nämlich, wo die Nachricht von der Ankunft des Fürsten eingetroffen war, litt der Bürgermeister am kalten Fieber, und alle Mittel wollten nichts verschlagen; er fror trotz des hellsten Sonnenscheins, so daß er sich immer stärker und stärker anzog und auf diese Art schließlich einen ganz unformlichen Umfang gewann. Dabei raste er in der Stadt herum und fuhr die Straßengeher, den Laternenanzünder, die Nachtwächter an, als wolle er sie gleich allesamt verschpeisen.

Um den Fürsten zu empfangen, wie es sich gehörte, bedurfte es aber auch einer Begrüßungsrede. In der Feder, wie in allem, wohl bewandert, hatte der Bürgermeister sie sich sorgsam aufgesetzt. Um aber zu erproben, wie die Rede wohl wirken werde, las er sie seiner Frau vor. Bedachtsam hörte sie die lange Rede bis zum Schlusse an, dann sagte sie: „Ja, hör mal, ist denn das richtig? Du sagst immer zu ihm Sie? Sagt man denn so? Ich vermein' doch, einen Fürsten darf man nicht so schlankweg mit Sie aureden, genau so wie du den Stadtsekretär auredest!“

„Na, wie denn?“ fragte etwas kleinlaut der Bürgermeister.

„Man spricht immer in dritter Person und sagt Euer Durchlaucht zu ihm,“ war der Bescheid der

Frau, die — wie man sieht — beinahe noch geheimer war, als er, der große Bürgermeister, selber.

„Hm,“ machte er; „da kannst du am Ende recht haben. Na, ich ändere das um.“

Beim Ändern aber merkte er erst, wie schwer das war, und so bekam er eine grausame Angst, daß er sich nicht am Ende in der Rede verhedderte und das Verbrechen beging, den Fürsten einfach mit „Sie“ anstatt mit „Euer Durchlaucht“ anzureden. Aber erst in der Gefahr zeigt sich der große Geist; der Bürgermeister fand rasch ein vortreffliches Mittel aus, um sich zu helfen. Um seiner Sache so recht sicher zu werden, beschloß er, sich an seiner Frau mit der neuen Redeweise einzulüben; er nahm an, daß sie der Fürst sei, und sagte von nun an, zu seiner steten Übung, zu ihr lediglich: „Euer Durchlaucht,“ und mit eiserner Konsequenz führte er dies durch. Wenn er frühmorgens erwachte, sagte er nicht etwa wie früher: „Berthel, lange mir 'mal die Strümpfe vom Stuhle,“ . . . sondern hoch feierlich begann er: „Wollen Euer Durchlaucht geruhen, mir die Strümpfe herüberzulangen.“ Und wenn es ihm mittags schmeckte, sagte er nicht, wie er sonst immer gesagt hatte: „Berthel, reich mir noch einen Klop!“ sondern: „Wollen Euer Durchlaucht die Gnade haben und mir noch einen Klop reichen.“

Das ging bald „wie geschmiert“ bei ihm; nur wenn er spät abends aus dem Löwen heimkam, passierte es ihm wohl noch, daß er, sobald die Alte zu brummen anfang, herausfuhr und sagte: „Ach was, halt die Gock!“ Aber nein, auch da korrigierte er sich rasch wieder und sagte: „Euer Durchlaucht wollen gefälligst das Maul halten.“

Die wirkliche Durchlaucht aber hatten Abhaltungen und verschoben den Tag ihrer Ankunft immer von neuem, was bald einen großen Nachteil hatte. Denn derweilen lebte sich unser Bürgermeister derartig in die neue Sprechweise ein, daß sie zu seiner zweiten Natur wurde: er konnte schließlich gar nicht mehr anders reden und redete erst den Stadtschreiber, dann die Stadträte und schließlich seine Straßenkehrer und Nachtwächter mit „Euer Durchlaucht“ an.

Das gab ein starkes Stutzen in ganz Schwammelfingen, und lange dauerte es nicht, da hieß es, der Bürgermeister ist übergeschnappt. Kaum aber hatte dies der Doktor vernommen, der in dem schönen neuen Irenhause noch immer müßig saß — da stürzte er wie ein Habicht mit seinem gesamten Personal herzu, und im Nu hatten sie den Bürgermeister in dem Hause drin; er war der erste Narr, der hineinkam.

Der Bürgermeister geriet außer sich und wollte durchaus bei gefunden Sinnen sein; aber der Doktor rief sich vergnügt die Hände: „Das behaupten sie alle,“ rief er; „nur immer hinein mit ihm!“

Als aber der Bürgermeister gar zu wüten und zu toben begann, da legte der Doktor die Stirne in

schwere Falten und befahl: „In die Tobzelle mit ihm!“

Mit vieler Mühe und Not gelang es der Frau Bürgermeisterin, den Mann frei zu bekommen, indem sie erzählte, wie das alles zusammenhing; der Doktor freilich wollte es partout nicht glauben; er meinte, er hätte eine ganz neue Art von Verrücktheit entdeckt, und war schon dabei, eine hochgelehrte Abhandlung darüber zu schreiben.

Nach etlichen bösen Tagen saß der Bürgermeister wieder in seiner Amtsstube, aber die Freude am Dekretieren und Regieren war ihm vergällt. Ab und zu passierte es ihm heute noch, daß er „Euer Durchlaucht“ sagt, wo er eigentlich sagen sollte: „Stadtschreiber“ oder „Liebes Berthel.“

Nach ein Stücklein

von unserem Bekannten, dem Herrn Martin.



er etwa von den Lesern den Herrn Martin nicht kennt, der kennt auch seinen Kalender nicht, denn er muß wissen, daß Herr Martin schon im Kalender gestanden hat, und zwar war's im 86er. Herr Martin aber ist noch der nämliche, der er dazu-

mal war; nur sein Bäuchlein ist wohl noch um eine Handbreit voller geworden; aber Spezereiwarenhändler ist er allzumal noch, und in der Kaiserstraße prangt noch immer sein stattliches Schild, wenn er freilich auch im stillen sich nach einem umschaut, der ihm den Laden zu gutem Preise abnimmt, denn vom guten Essen und vielen Trinken ist er ein wenig „hinter den Atem“ gekommen oder er hat — wie's die Doktors gelehrt ausdrücken — das „Asthma“ bekommen. Daher schreibt es sich auch, daß er die letzten Jahre bald nach Pfingsten sich regulär auf die Bahn setzt und sich in ein Bad begiebt. Das Geschäft muß es tragen; es kommt ihm ja auch direkt zugute, denn das Ansehen des Herrn Martin bei der gesamten Nachbarschaft ist gewaltig gewachsen, seit er ins Bad geht. Der lange Schneemann — was der Commis von Herrn Martin ist — hat dann die Instruktion, allen, die es nur hören wollen, beizubringen, daß der Herr Martin ins Bad gereist ist und da vier Wochen zubringt. Was reifen da die Kunden die Augen auf, und währenddem wiegt

dann der Herr Schneemann das Pfund Kaffee oder Zucker noch um vieles knapper als sonst, so daß die Kosten der Badereise leichtlich gedeckt werden.

Letzte Pfingsten aber wollte unser Herr Martin einmal einen besonderen Trumpf ausspielen; eine gewöhnliche Badereise nach Wildbad, Ems oder Schwabach zieht ja heutzutage nicht mehr. Also wurde der Beschluß gefaßt: Herr Martin reist in ein ausländisch Bad, nach Cannes nämlich, von dem er einmal im Blättchen gelesen hatte, wie wunderschön es da sei. Nun liegt besagtes Cannes in Frankreich, und französisch parlieren — das hat Herr Martin nicht gelernt; aber er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt; es mußte nach Cannes gereist sein; er traute es sich zu, mit sämtlichen Franzosen fertig zu werden.

Und richtig, er kam ungefährdet hin und stieg im „Grand Hotel de l'Europe“ ab. Es war gerade um die Mittagszeit, und so fragte ihn der Kellner, der ihm sein Zimmer anwies, ob er ein Diner einnehmen würde. Unser Martin — gewiß, wie er einmal ist, hatte von all dem welschen Wortschwall nur das Wort „Diner“ verstanden; das aber genügte ihm, und voller Geistesgegenwart schnatterte er ein kräftiges: „Wuih.“ Mit tiefem Bückling ging der Kellner darauf ab; Herr Martin aber säuberte sich, that einen frischen Krage sowie einen schönen weißrot karierten Schlips um und begab sich hinunter in den Speisesaal. Gleich stürzte der Oberkellner auf ihn zu, führte ihn zu einem hübsch abseits stehenden gedeckten Tische und überreichte ihm freundlichst ein in roten Sammet gebundenes Buch. „Aha, die Speisekarte“ — so dachte Herr Martin sehr richtig bei sich und nahm das Buch in Empfang. Bis hierher war alles gut gegangen; nun aber fing die Verlegenheit an; die Speisekarte war französisch aufgesetzt und das Französische war ja bei der sonst so vortrefflichen Erziehung unseres Herrn Martin ganz übersehen worden. Aber Herr Martin handelte wie ein gewiegter Feldherr, der ohne Karte eine Schlacht schlagen soll; er tupfte mit dem Zeigefinger auf die erste Zeile der Speisekarte und deutete damit dem Kellner an, was er zu haben wünschte.

Nicht lange dauerte es, und vor Herrn Martin erschien eine niedliche Terrine und aus dieser löffelte ihm alsbald der Kellner eine ansehnliche Portion Suppe mit etlichen zarten gelben Klößen in den Suppenteller.

Herr Martin strahlte. Also ohne ein Wort Französisch zu können, hatte er ganz das richtige getroffen! Das „Diner“ war vortrefflich eingeleitet. Glückauf zum zweiten Gang! — Wieder tupfte er mit dem Zeigefinger auf die Speisekarte; der Kellner verstand, verschwand und kam ein Weilschen darauf wieder und setzte wiederum — eine allerdings etwas größere Terrine auf den Tisch. Herr Martin machte anfangs etwas verdutzte Augen, aber dann dachte er, es sei am Ende hier so Sitte, alle Speisen in Terrinen zu servieren; aber nein — wiederum löffelte der Kellner ihm eine Suppe in den Teller und wiederum eine mit kleinen Klößen, nur mit dem Unterschiede,

daß die Klöße diesmal um eine Idee dicker und nicht gelb, sondern braun waren. Zweimal Suppe? Nein das war Herr Martin nicht gewohnt! Aber er wollte sich auch nichts merken lassen, und so löffelte er seine Suppe aus und rief dann den Kellner von neuem. Diesmal aber wollte er gescheiter sein; strenge vermied er es, den Stellen der Speisefarte zu nahe zu kommen, die er bisher betupft hatte; er zeigte vielmehr mit seinem Finger ganz tief unten hin. Der Kellner warf einen Blick darauf, lächelte verbindlich, wenn auch ein wenig erstaunt — und erschien nicht lange darauf — wiederum mit einer, nur noch etwas größeren Terrine. Das war denn doch aber unserem Herrn Martin zu toll; wütend sprang er auf und schrie laut in den Saal hinein: „Kreuzbombenelement, das ist ja eine versuchte Wirtschaft! Habt Ihr denn hier nichts als Suppen zu saufen?“

Er dachte sich dabei: Hier kannst du leicht grob sein und schimpfen; sie verstehen dich ja doch nicht. — Darin aber hatte er sich arg getäuscht, denn sogleich erschien der Direktor des Hotels und verbat sich im reinsten Deutsch jede Beleidigung seines Hauses — und wenn es dem Herrn hier nicht passe, so möge er gefälligst ein anderes Quartier suchen.

„Ja, das thu' ich auch,“ erwiderte Herr Martin erboßt und stand auf; „gleich und sofort verlasse ich dies Lokal.“

„Aber erst bezahlen!“ so meinte der Herr Direktor; „Sie haben ein Diner, macht 10 Franken, und Wein 4 Franken; macht 14 Franken.“

„Was?“ rief Herr Martin, „drei Suppen, das nennen Sie ein Diner?“

Der Direktor zuckte mit den Achseln, als wollte er damit andeuten, das wäre ja ganz der Geschmack des Herrn Martin gewesen. Der Kellner aber, der die drei Terrinen gebracht hatte, lupfte an der letzten, wie sie da noch auf dem Tische stand, so ein klein wenig den Deckel ab; unwillkürlich warf Herr Martin einen Blick darauf, und was mußte er sehen? Ein zartgelbes Hühnlein, in schneeweißem Reis gebettet; es schrie ordentlich danach, man sollte doch so gut sein und es verpeisen. Aber Herr Martin hatte seine Frankenstücke bereits dahingegeben und sich seinen Hut aufgesetzt. Soweit konnte er sich unmöglich vergeben, daß er sich nun wieder hinsetzte, nur um das Huhn zu verzehren. Nein, das litt sein Stolz nicht!

Zwei Blicke nur hatte er noch zu vergeben: einen zärtlichen auf das Huhn und einen wütenden auf den Kellner. Dann verließ er schnell das Lokal.

Herr Martin ist dies Jahr wieder in ein Bad gegangen, nach Cannes aber nicht.

Etwaß zu frei übersetzt.

„Sag mal, Pauline, was ist eine ‚Garbedame‘?“
Pauline: „Nun, du darfst ja das Wort nur übersetzen: eine Dame, die Wache steht, wenn man mit seinem Geliebten ungestört sein möchte.“